

# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 4/1992



# Inhalt

---

<b>Gitta Reinhardt-Fehrenbach</b>	Unvermeidlicher Abbruch? Das Kraftwerk Rheinfelden	<b>109</b>
<b>Manfred Speidel/Ulrich Gräf</b>	Die polychrome Farbfassung von 1906 in der evangelischen Pfarrkirche in Markgröningen- Unterriexingen, Kr. Ludwigsburg	<b>118</b>
<b>Uwe Gross</b>	Eine hochmittelalterliche Kandare aus der Wüstung Sülchen bei Rottenburg, Kr. Tübingen	<b>124</b>
<b>Ute Fahrbach/ Christine Wieczorek</b>	Schloß Dallau, Gemeinde Elztal Ein Zwischenbericht	<b>127</b>
<b>Susanne Arnold</b>	Das „New Salzwerck“ zu Criesbach bei Ingelfingen, Hohenlohekreis	<b>135</b>
<b>Bertram Jenisch</b>	Eisenerzabbau und -verhüttung bei Blumberg in fürstenbergischer Zeit	<b>140</b>
<b>Regionalverband Stuttgart</b>	Landschaftsrahmenplan	<b>145</b>
	Buchbesprechungen	<b>146</b>

## Titelbild

Kirche in Unterriexingen. Bruno Taut, Pastellkreide auf grauem Papier 18/12 cm. Bez. u. r.: B. T., datiert 07. Zum Beitrag Manfred Speidel/Ulrich Gräf: Die polychrome Farbfassung von 1906 in der evangelischen Pfarrkirche in Markgröningen-Unterriexingen, Kr. Ludwigsburg. (Ausschnitt)

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG - Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1 · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebeßler · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dipl.-Ing. U. Gräf, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 7022 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfreiem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

# Unvermeidlicher Abbruch?

Das Kraftwerk Rheinfelden

Gitta Reinhardt-Fehrenbach



■ 1 Das Kraftwerk Rheinfelden, ältestes, großes Laufwasserkraftwerk Europas und Keimzelle der Industrieregion Hochrhein.

„Wenn bisher die Industrie des Oberrheins ein still beschauliches Dasein pflegte, weil ihr das moderne Lebenselement, die Kohle fehlte, so wird an ihrer Stelle die Elektrizität um ein natürliches Gravitationszentrum in Rheinfelden sehr bald die Stätten regen Gewerbetriebs schaffen, für deren Entwicklung mit dem Ausbau der Werke (Kraftübertragungswerke) alle Vorbedingungen erfüllt sind.“ Diese Prophezeiung Emil Rathenaus, aus dem Jahre 1896, sollte sich innerhalb weniger Jahre nach Fertigstellung des Kraftwerks Rheinfelden erfüllen.

## Anfänge der Stromerzeugung in Baden

Die Anfänge der Stromerzeugung in Baden und Württemberg waren gekennzeichnet durch zahlreiche Versuche, mit Hilfe von Demonstrationsanlagen, die Vorteile elektrischer Beleuchtung in der Öffentlichkeit wirksam darzustellen. Die neue Lichtart sollte sich gegen das bereits etablierte Gaslicht und die Petroleumbeleuchtung durchsetzen. Als Antrieb für die Generatoren dienten meist Dampf- und Sauggasmaschinen. In Triberg er-

zeugte 1883 Wasserkraft erstmals in Deutschland elektrische Energie zur Beleuchtung von Marktplatz und Wasserfällen. Bis zum Einsatz geeigneter Elektromotoren beschränkte sich der Strombedarf jedoch hauptsächlich auf Beleuchtungszwecke, unter Verwendung des Gleichstroms als dominierender Stromart. Gleichstrom konnte aber nicht ohne gravierende Spannungsverluste über weite Strecken geleitet werden, und so bildeten sich – vor allem in den Städten – sogenannte Blockzentralen heraus, stationäre Elektrizitätswerke, die nur Abnehmer im Radius von ca. 3 km versorgen konnten. Bedingt durch den unsicheren Absatzmarkt war der erste Ausbau der Elektrizitätsversorgung meist von Privatinitiative getragen. Vergleicht man in dieser frühen Zeit der Elektrizitätsgewinnung Baden mit Württemberg/Hohenzollern, so fällt die naturräumlich bedingte Konzentration vor allem in Süd-Baden auf die Ausnutzung der Wasserkräfte ins Auge. Württemberg/Hohenzollern sowie die badischen Landesteile nördlich von Lahr/Achern setzten Dampfkraft und gemischten Antrieb ein.

1891 gelang es anlässlich der Elektrizitäts-

tätsausstellung in Frankfurt am Main erstmals, Drehstrom über eine Strecke von ca. 175 km von Lauffen am Neckar nach Frankfurt bei einem Wirkungsgrad von 75% zu transportieren. Daß uns die tagtägliche Verwendung von elektrischem Strom zur puren Selbstverständlichkeit geworden ist, verdeutlicht wohl auch die Tatsache, daß das 100jährige Jubiläum dieser Kraftübertragung im letzten Jahr von einer breiten Öffentlichkeit nicht wahrgenommen wurde. Immerhin brachte die Deutsche Bundespost eine Sondermarke zu diesem Anlaß heraus.

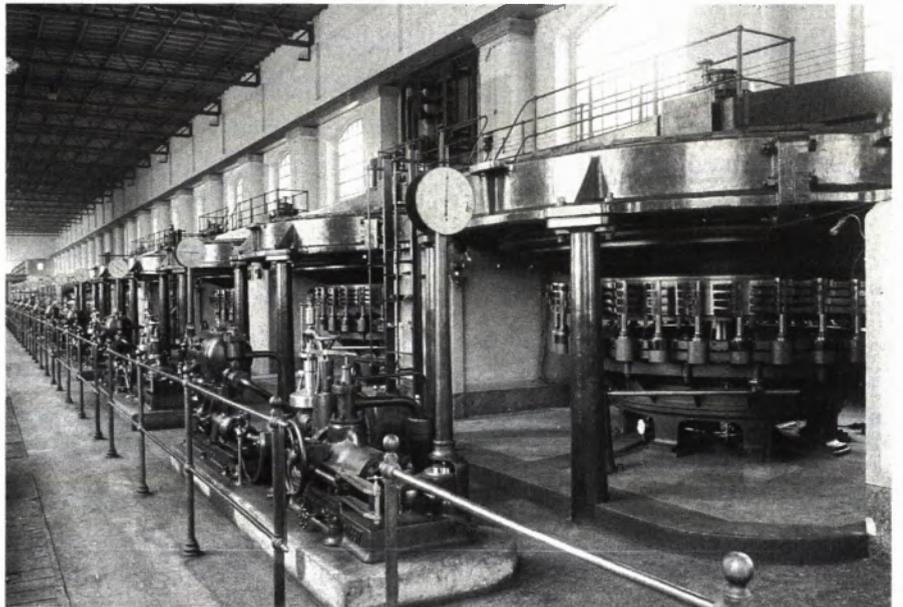
Mit der Fernübertragung elektrischer Energie eröffneten sich vielfältige Möglichkeiten. U. a. wurden bisher ungenutzte Wasserkräfte, auch als „weiße Kohle“ bezeichnet, wie in unserem Falle der Hochrhein, plötzlich für Elektrizitätsgewinnung attraktiv.

Bereits 1879 vereinbarten Baden und die Schweiz die Wasserkräfte des Hochrheins zu nutzen, und 1883 erteilte der Kanton Aargau einem Oberst Frey aus Arlesheim die Genehmigung zum Bau eines Gewerbekanal in Rheinfelden, um die Wasser-

■ 2 Das Maschinenhaus im Bau, im Juni 1897; die Turbinenkammern im unteren Bereich sind größtenteils schon fertiggestellt.

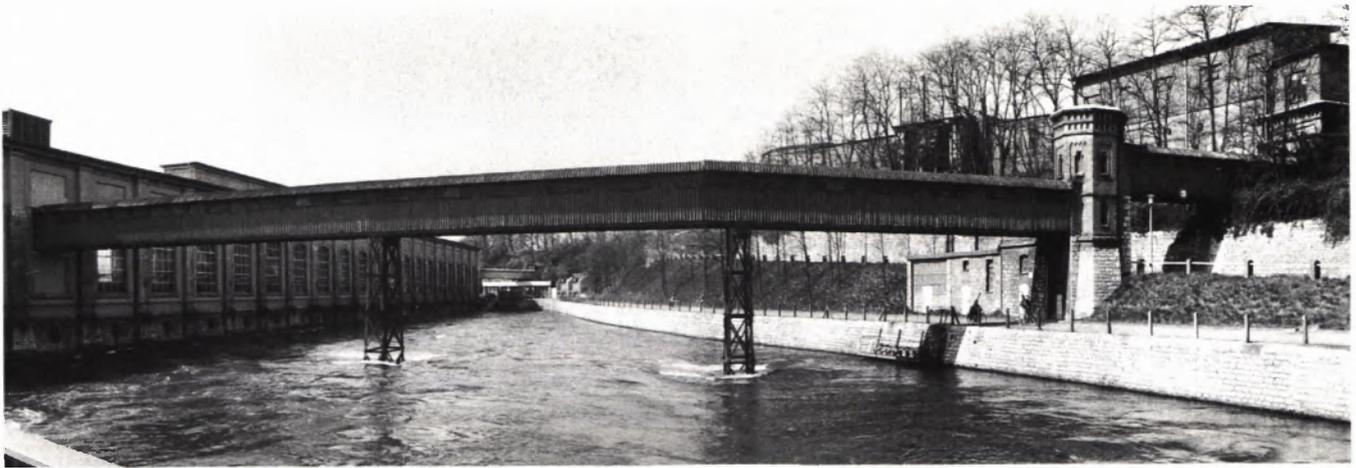


■ 3 Blick in das Maschinenhaus zur Zeit der Inbetriebnahme.



■ 4 Ursprünglich befand sich die Schaltzentrale im mittleren, erhöhten Bauteil, auf einer eingezogenen Empore.





kräfte des Stroms auszunutzen. Die schweizerischen Firmen Escher, Wyss & Cie, Zürich, Zschokke & Co, Aarau und die Maschinenfabrik Oerlikon verfolgten diese Pläne zwar interessiert, doch erst zusammen mit der AEG unter Leitung von Emil Rathenau wurde in Berlin die „Vorbereitungsgesellschaft für die Nutzbarmachung der Wasserkräfte des Rheins“ gegründet.

Im Folgenden wird versucht, kurz den Zusammenhang zwischen dem Kraftwerk Rheinfelden, der aufkommenden Aluminiumindustrie und der AEG unter Emil Rathenau zu schildern. Ohne dieses Beziehungsgeflecht wäre mit Sicherheit der Bau des Kraftwerkes Rheinfelden, zumindest zu diesem frühen Zeitpunkt, nicht zustande gekommen.

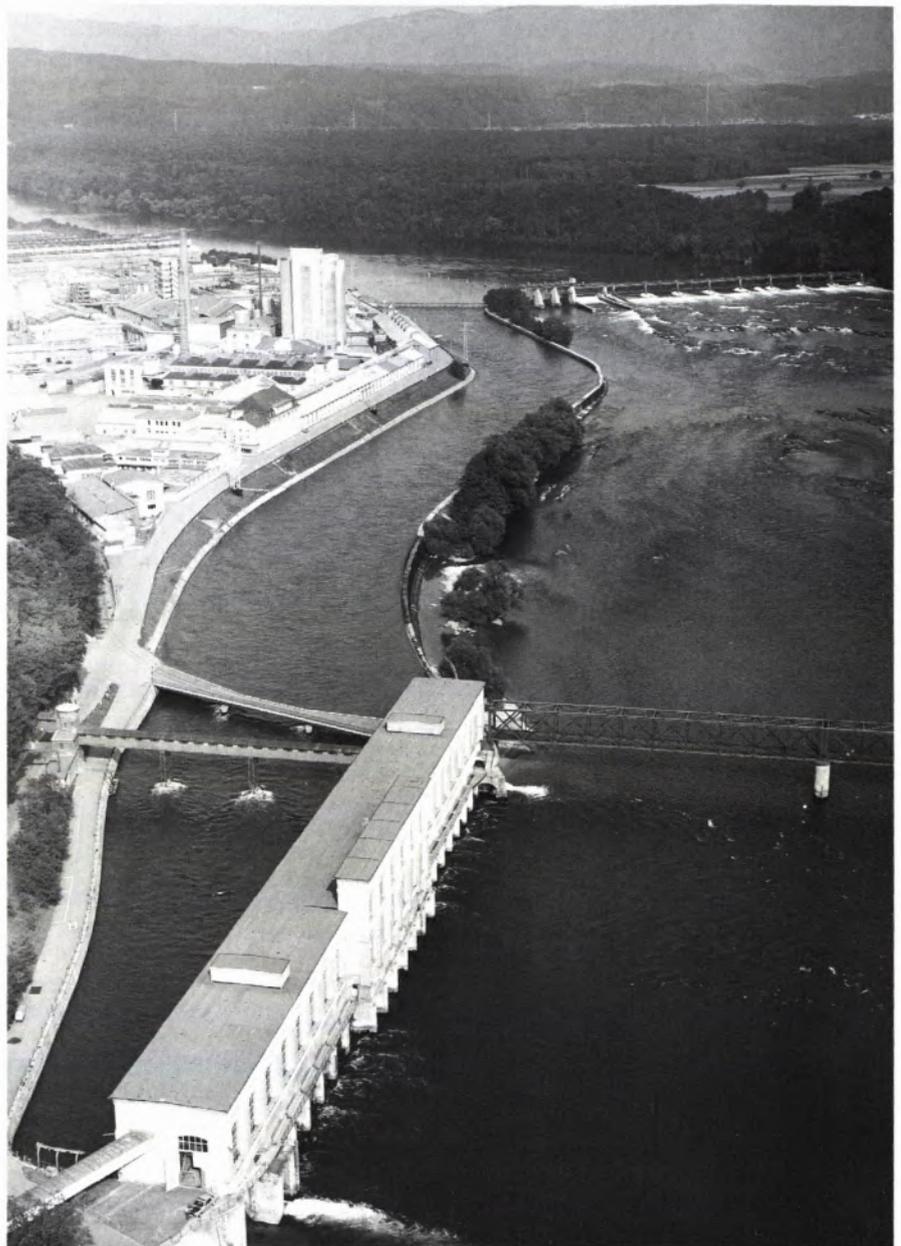
Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts gelang es durch die Erfindung des elektrolytischen Verfahrens, Aluminium unter Zufuhr großer Mengen Energie einfacher herzustellen. Aluminium war zuvor ein sehr wertvolles Metall gewesen. So hatte sich z. B. 1860 der dänische König Friedrich VII. zu seiner neuen Uniform einen Helm aus Aluminium anfertigen lassen. Unter Mithilfe deutscher Interessenten, hervorzuheben ist hier Emil Rathenau mit der AEG, wurde 1888 die Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft in Neuhausen bei Schaffhausen gegründet, und es entstand die erste Aluminiumhütte Europas. Die AEG versprach sich eine Verbilligung des Stoffes, und die fabrikatorischen Erfolge entsprachen durchaus den Erwartungen. Innerhalb eines Jahres gelang es, den Preis des Aluminiums von 19 frs auf 6 frs pro Kilogramm zu senken. Absatzsteigerungen traten auch infolge der Aufträge des preußischen Kriegsministeriums ein, das Feldflaschen und Kochgeschirre aus Aluminium orderte.

Angesichts der Interessenlage der

AEG ist es nicht verwunderlich, das Berliner Unternehmen unter den Initiatoren der „Vorbereitungsgesellschaft für die Nutzbarmachung der Wasserkräfte des Rheins bei Rheinfelden“ wiederzufinden. Wegen der Grenzfunktion des Hochrheins gestalteten sich die Verhandlungen zwischen dem Großherzogtum Baden und der Schweiz über die notwendige Erteilung der Konzession äußerst schwierig. Schließlich gelang es jedoch im Jahre 1894 ein Abkommen über die gemeinsame Nutzung des Flusses abzuschließen.

Im darauffolgenden Jahr wurden die Kraftübertragungswerke Rheinfelden gegründet, und der Bau des Werkes erfolgte zwischen 1895 und 1898/99. Ebenfalls 1898 nahm die Aluminiumhütte als einer der Hauptabnehmer des Stromes in Rheinfelden ihre Produktion auf. Sechs der 20 Generatoren des Kraftwerkes standen in direktem Verbund mit den Öfen der Aluminiumhütte. Heute noch verbindet eine Kabelbrücke Kraftwerk und Aluminiumfabrik. Im Unterschied zu anderen Kraftwerken dieser Zeit, war in Rheinfelden schon mit Betriebsbeginn die Energieerzeugung zu Beleuchtungszwecken zweitrangig. Projektiert war eine Großabnahme durch die Industrie. So waren von vornherein 50% der Stromerzeugung durch Abnahmegarantien des Aluminiumwerkes und der Zweigniederlassung der chemischen Werke Bitterfeld gesichert. Das war gleichzeitig auch wesentliche Vorbedingung für die Finanzierung dieses damals ungewöhnlichen Bauvorhabens gewesen. Rheinfelden war das erste große Laufwasserkraftwerk in der Geschichte der europäischen Elektrizitätsgewinnung. Diese Pionierleistung kann aus heutiger Sicht nicht hoch genug eingeschätzt und gewürdigt werden. Erforderten doch allein die für die damalige Zeit unvorstellbaren Bausummen einen nie dagewesenen unternehmerischen Wagemut und eine zukunfts-

■ 5 Heute noch verbindet eine Kabelbrücke Kraftwerk und benachbarte Aluminiumhütte.



■ 6 Das traditionelle Mühlenprinzip mit den Bauteilen Wehranlage, Einlaufkanal und Maschinenhaus läßt sich bei der Kraftwerkanlage gut nachvollziehen.

weisende, internationale Zusammenarbeit. Insofern ist Rheinfelden auch ein Denkmal für das Unternehmertum, das die Elektroindustrie zum Motor einer zweiten, technisch/industriellen Revolution machte.

## Das Kraftwerk Rheinfelden

Die Anlage des Kraftwerks setzt sich aus dem Stauwehr, dem Kanal, den Wasserbauten und dem Krafthaus einschließlich seines Unterbaus mit Turbinen, Generatoren und Rechenanlage zusammen. Dazu kommen das Schalt- und Transformatorenhaus, die Übersetzstelle für die Kleinschiffahrt, Fischpässe sowie Betriebsgebäude, Werkstätten, Magazine und Lagerflächen, soweit sie zum Betrieb der Wasserkraft- oder Schiffsanlagen notwendig sind.

Am Ende des „Beuggener Sees“ befindet sich das Stauwehr mit seinen 8 je 20 m breiten sogenannten Schützen. Das aufgestaute Wasser fließt über ein Gefälle von 4,2 bis 6 m im parallel zum Ufer laufenden Oberkanal und wird dem quer über den Kanal gelegten Maschinenhaus zugeführt. Bei diesem großen Laufwasserkraftwerk läßt sich noch gut das Mühlenprinzip mit seinen Bauteilen Wehranlage, Einlaufkanal und Maschinenhaus nachvollziehen, das heißt, alte technische Überlieferungen und Erfahrungen spielten bei der frühen Anwendungsphase der neuen Technik bzw. Technologie eine wichtige Rolle. Die späteren Kraftwerksbauten fassen Wehranlage und Maschinenhaus zu einer Einheit zusammen, die quer über den Fluß gelegt wird. In einem ersten Entwurf für den Kraftwerksbau Rheinfelden war sogar an ein uferparalleles

Krafthaus gedacht worden. Über Zahnradtransmissionen sollten Turbinen und Generatoren miteinander verbunden sein, in unmittelbarer Nähe zu den geplanten Industrieanlagen. Der damals in Deutschland führende Wasserbaufachmann Otto Intze aus Aachen modifizierte diese Pläne und erstellte das Konzept für die heute noch bestehende Anlage. Die wasserbautechnischen Arbeiten und die Turbinenanlagen waren von den Firmen Escher Wyss & Cie sowie Zschokke & Co, die elektrischen Teile der Anlage von der AEG und der Maschinenfabrik Oerlikon ausgeführt worden. Eingebaut wurden Reaktions-Francis-Turbinen mit je zwei übereinanderliegenden Turbinensystemen. Von den 20 eingebauten Maschinen arbeiteten 10 mit Gleichstrom – sie belieferten die neu angesiedelten, nahen Industriebetriebe – 10 mit

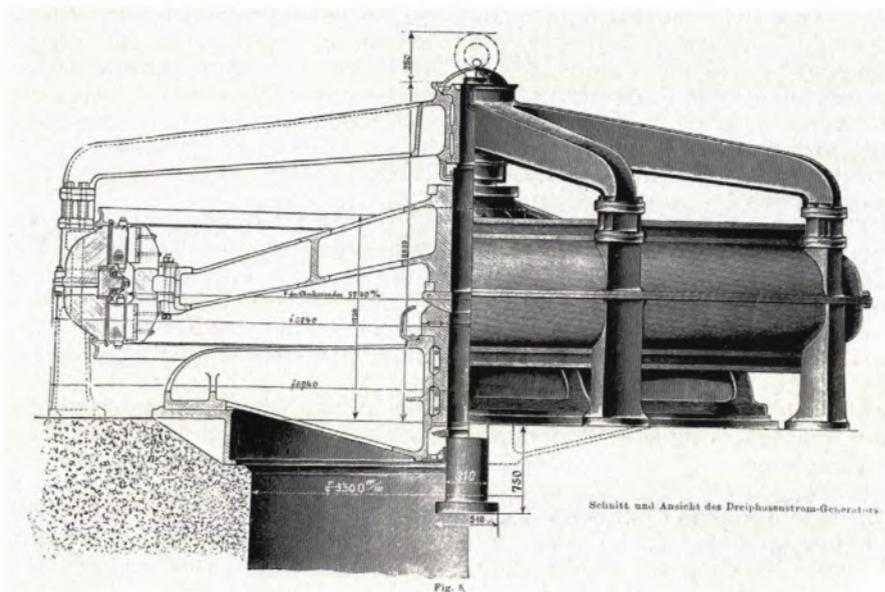
Drehstrom, heute sind es nur noch 4 Turbinen, die Gleichstrom liefern.

Zur ursprünglichen maschinellen Ausstattung des Kraftwerkes sei nochmals Emil Rathenau zitiert: „Francis-Turbinen sind bekanntlich Vollturbinen mit äusserer Beaufschlagung. Von den hier zur Anwendung kommenden besteht jede zum Zweck günstiger Ausnützung der variablen Wasserverhältnisse aus zwei Paar vierkränziger Turbinenräder . . . Jedes Laufrad ist mit einer vollen Nabe versehen, sodass immer zwei Kränze nach oben und zwei nach unten ausgiessen. Die Turbinen sind auf Reaktion (Überdruck) geschaufelt . . . Der elektrische Theil der Anlage verlangt vor allem ein sorgfältiges Studium. Es musste die Aufgabe gelöst werden, eine relativ grosse Energie auf bedeutende Entfernung mit geringen Verlusten in einem rationell angelegten und billigen Leitungsnetz zu vertheilen; es musste ferner eine völlige Unabhängigkeit der einzelnen Konsumstellen voneinander gewährleistet

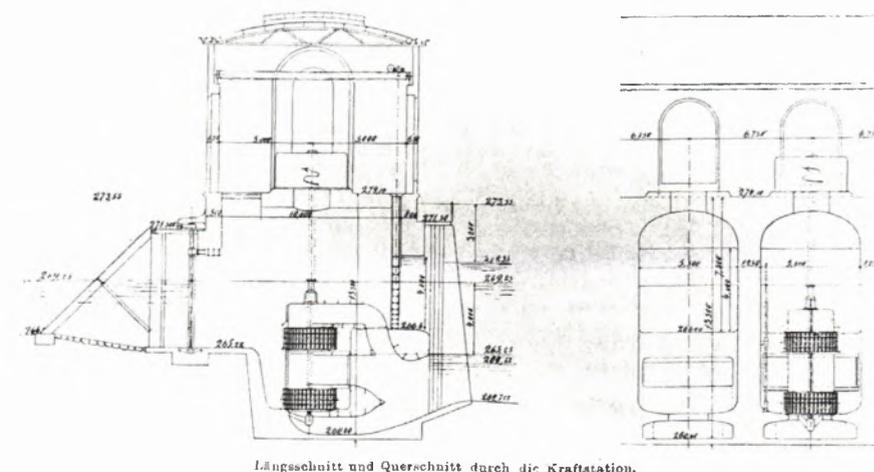
und ein Stromsystem gewählt werden, das eine vielseitige und vorteilhafte Verwendung der Elektrizität für Beleuchtung, Heizzwecke, Elektrolyse und besonders für Kraftzwecke gestattet . . . Da nun aber die Nachfrage nach elektrischer Energie erst allmählich steigt, und der Konsum zunächst ein Drittel der Leistungsfähigkeit des Werkes kaum erreichen dürfte, so erschien es vortheilhaft, vorerst mit der von den Generatoren direkt gelieferten Spannung von 6800 V sich zu begnügen, um dann später dem wachsenden Konsum durch Erhöhung der Spannung auf das theoretisch günstigste Maass, ohne Beeinträchtigung des gesamten Nutzeffektes Rechnung zu tragen. Als Type der Drehstromgeneratoren wurde eine Konstruktion mit ruhender Wicklung und rotierendem Polhöhrnrad gewählt, weil diese Maschinen die Unterbringung einer grossen Polzahl bei mässigem Durchmesser und die Erzeugung des Feldes ohne zu große Kupfermassen mit geringem Erregerstrom ermöglichen.“

Von diesem ursprünglichen Maschinensatz sind noch 4 Turbinen, 1897/98 von Escher Wyss sowie die zugehörigen Drehstromgeneratoren von AEG erhalten. Die restlichen Maschinen stammen aus den Jahren 1927 bis 1975 und geben einen guten Einblick in die verschiedenen Etappen der Turbinen- bzw. Generatorentechnik; sie stellen damit einen außerordentlich wichtigen und wertvollen technikhistorischen Sachzeugen aus den Anfängen der Elektrifizierung der Volkswirtschaft dar. Die aus der Erbauungszeit des Kraftwerkes erhaltenen Maschinensätze dürften zu den ältesten noch in Betrieb befindlichen Aggregaten zur Stromgewinnung in Deutschland gehören. Rheinfelden produziert heute rund 185 Mio. KWh jährlich.

Die Architektur des Maschinenhauses paßt sich bewußt in die umgebende Landschaft ein. Voll in den scheinbar freien Lauf des Rheinstroms integriert, ordnet sich der Einlaufkanal, wie überhaupt die ganze Anlage, der Natur scheinbar unter, im

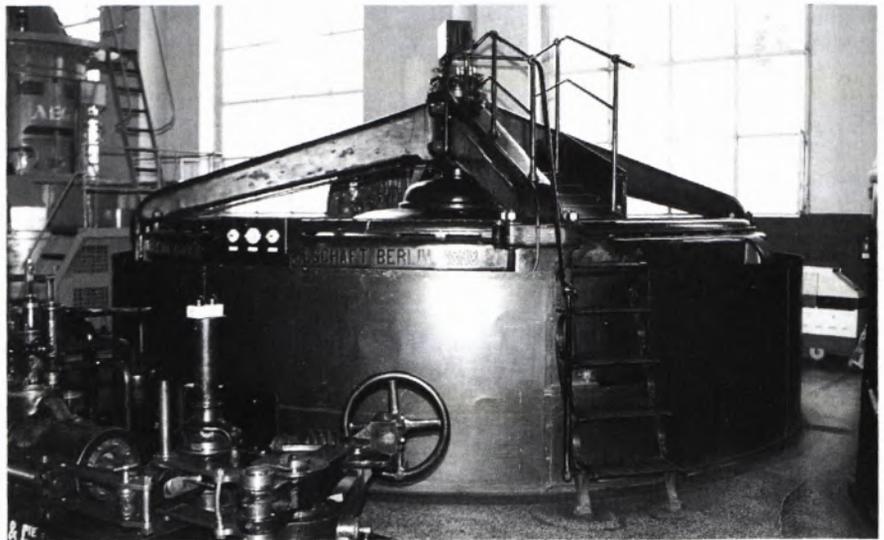


■ 7 Schnitt und Ansicht des Dreiphasenstrom-Generators für Rheinfelden, vorgestellt von Emil Rathenau in der Elektrotechnischen Zeitschrift 1896.



■ 8 Schnitt durch die Kraftstation; im unteren Bereich ist die Arbeitsweise der Reaktions-Francis-Turbine gut zu erkennen.

■ 9 Drehstrom-Generator des ursprünglichen Maschinensatzes a. d. J. 1898.



Gegensatz zur späteren Phase des Kraftwerkbaus, in dem die Maschinenhäuser bewußt gegen den Strom gestellt werden (z. B. Eglisau). Der schmale, fast 150 m lange Baukörper mit einer Breite von 10 m und einer Höhe von 24 m wurde aus Stampfbeton errichtet. Seine Fassaden sind mit gelblichem Haustein verkleidet. Zum Rhein hin läd ein sechssachsiger, erhöhter Baukörper, ähnlich dem Mittelbau eines Schlosses, aus. Die Fassaden werden von einer gleichmäßigen Pilastergliederung überzogen, in die die Fenster eingebunden sind. Den oberen Fassadenabschluß bestimmt ein sich verkröpfendes Gesims aus konsolartigen Balkenköpfen. Durch den erhöhten Mittelbau mit Mezzanin und seine kolossale Pilastergliederung sowie durch die Art der Fenstersetzung ist das Krafthaus der klassizistischen Profanarchitektur verpflichtet. Die repräsentative Fassadengestaltung des Krafthauses betont darüberhinaus den Anspruch der Architektur bei dem für seine Zeit außergewöhnlichen Kraftwerkprojekt.

Als erstes Laufwasserkraftwerk dieser Größenordnung in Europa setzte Rheinfelden auch in seiner Architektur Maßstäbe für folgende Kraftwerkbauten. Formbestimmend sind die 20 Turbinenkammern mit den darauf sitzenden Maschinensätzen. Im risalitähnlich gestalteten Mittelteil befand sich früher, auf einer Empore, die Schaltzentrale. Die zwischen die Fenster gestellten Pilaster demonstrieren auch am Außenbau die Stärke, mit der im Innern die neuen Maschinen dem Fluß Energie abtrotzen. Die dem Schloßbau entliehenen Architekturelemente sind Symbol des Selbstverständnisses der Kraftwerkbetreiber, Herrschaftsausübung über die bisher ungezähmte Kraft des Wassers.

So spricht Rainer Slotta (vgl. Lit.) da-

von, daß: „Das Rheinfelder Wasserkraftwerk . . . in mancher Hinsicht eine bemerkenswerte Anlage (ist). Sowohl im maschinellen wie auch im architektonischen Bereich läßt die Anlage noch heute ihr Ursprungsstadium erkennen. Mit den langsamlaufenden Generatoren stehen für die Entwicklung der Elektrotechnik einzigartige, wichtige Dokumente und Zeugnisse in einem Gebäude, das in seinen räumlichen Dimensionen und in seiner äußeren Gestaltung richtungsweisend war. Die ohne Mühen vollziehbare Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes wird noch erleichtert durch Teile der Schaltwarte, die von der Unternehmensleitung aufbewahrt worden ist: Das Rheinfelder Laufwasserkraftwerk ist eines der für die Dokumentation der Entwicklung derartiger Anlagen wichtigsten Kraftwerke in der Bundesrepublik und dürfte den technischen Denkmälern mit internationaler Bedeutung zuzurechnen sein.“

Die Bedeutung des Kraftwerks Rheinfelden liegt aber auch in seiner fördernden Wirkung für das Umland. Das Kraftwerk war Keimzelle für die sich entwickelnde Gemeinde Neurheinfelden und veranlaßte zahlreiche Industrieansiedlungen in der Hochrheinregion. In der Frankfurter Zeitung hieß es 1899 überschwenglich: „Die grossartigen Kraftübertragungswerke in Rheinfelden (Baden), die in ihrer Art in Europa einzig dastehen, gehen demnächst ihrer Vollen- dung entgegen. Wie zu erwarten war, hatte dieses Werk die Gründung zahlreicher neuer Fabriken am Oberrhein und im Wiesenthal im Gefolge, die innerhalb der letzten zwei Jahre entstanden sind und theils noch in der Einrichtung begriffen sind. So ist vor allem in Badisch-Rheinfelden selbst die Bauthätigkeit eine ungemein rege; Fabriken, Geschäfts- und

Wohnhäuser schiessen wie Pilze aus der Erde.“ Aufgezählt wurden dann die zahlreichen Werke, die in Rheinfelden und Umgebung entstanden sind. Der Artikel schließt mit dem Absatz: „Gab es noch vor kurzer Zeit Viele, die das Gelingen des Rheinfelder Unternehmens in Zweifel zogen, so hat dessen bisherige Entwicklung bewiesen, dass diese Zweifler im Unrecht waren. Es darf schon heute gesagt werden, dass diese Anlage ein mächtiger Förderer der Grossindustrie am Oberrhein geworden ist.“

## Neuplanung

1988 endete die Bewilligung zum Betrieb des Kraftwerks Rheinfelden, die vom Großherzogtum Baden und dem Kanton Aargau 1894 für 90 Jahre nach Inbetriebnahme des Werkes ausgestellt worden war. Dem 1984 gestellten Antrag der Kraftübertragungs- werke auf Verlängerung der Konzession bis zur Inbetriebnahme eines neuen Kraftwerks, spätestens jedoch 15 Jahre nach Inkrafttreten der Bewilligung seitens der Anliegerstaaten, wurde stattgegeben und im Jahre 2004 soll das neuprojektierte Kraftwerk Rheinfelden, das ca. 130 m flußaufwärts des heutigen Stauwehres liegen soll, ans Netz gehen. Die Produktionsleistung pro Jahr soll dann von den oben erwähnten 185 Mio kWh jährlich, auf 515 Mio kWh erhöht werden. Solch eine Produktionserhöhung ist durch Ausbau des alten Kraftwerks nicht zu erreichen. Im neuen Maschinenhaus sind 4 Turbinen mit einer Gesamtleistung von 116 MW vorgesehen.

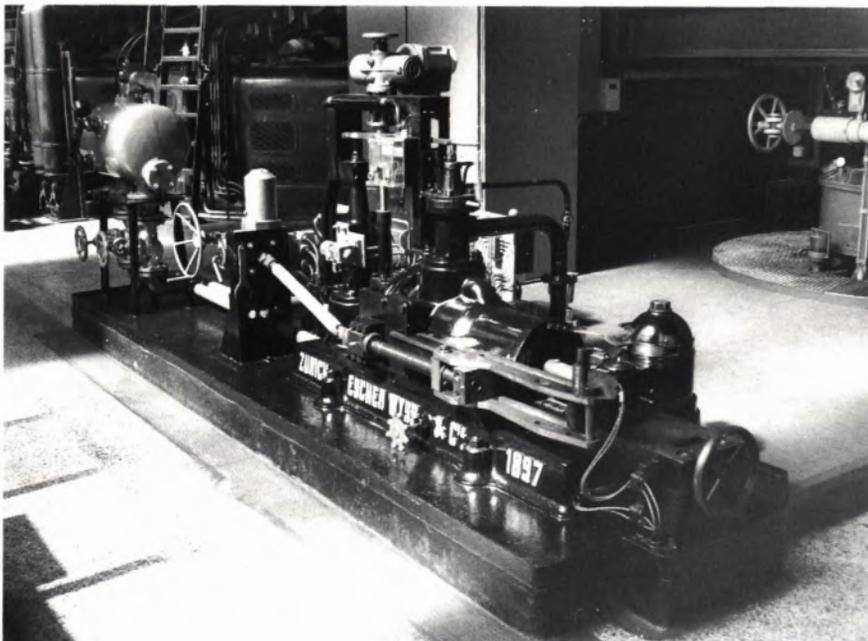
Das Konzessionsprojekt „Neubau Kraftwerk Rheinfelden“ soll aus folgenden Anlageteilen bestehen:  
– Zentrale am linken Ufer mit 4 Rohrturbineneinheiten von 4 x 29 MW = 116 MW installierter Leistung bei einer



■ 10 Blick in die Maschinenhalle, heute; im Vordergrund die noch vorhandenen Gleichstromgeneratoren.

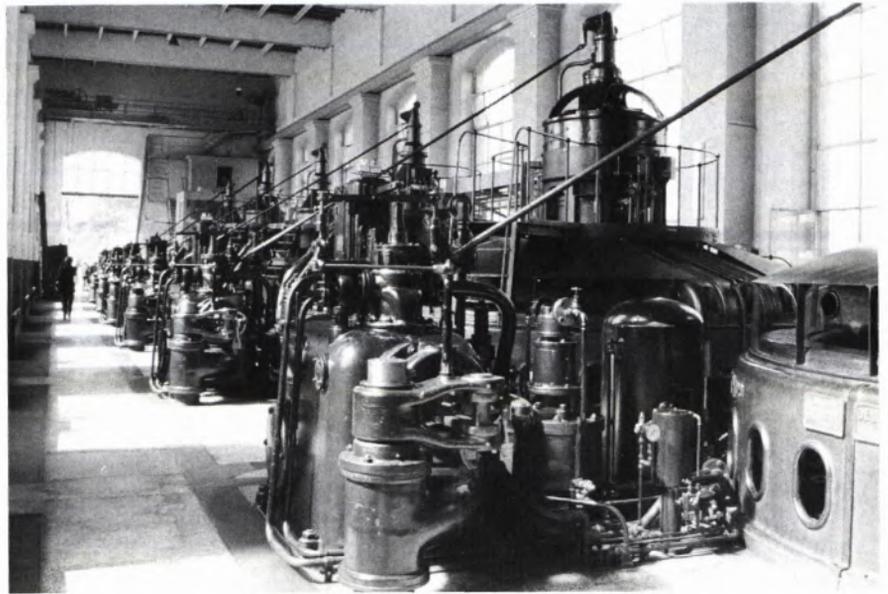


■ 11 Der von der AEG gefertigte Gleichstromgenerator sitzt auf einer von der Firma Voith 1934 gebauten Turbine.



■ 12 Regler von Escher Wyss a. d. J. 1897.

■ 13 Im Vordergrund Drehstromgeneratoren der Schweizer Maschinenfabrik Oerlikon a. d. J. 1929.



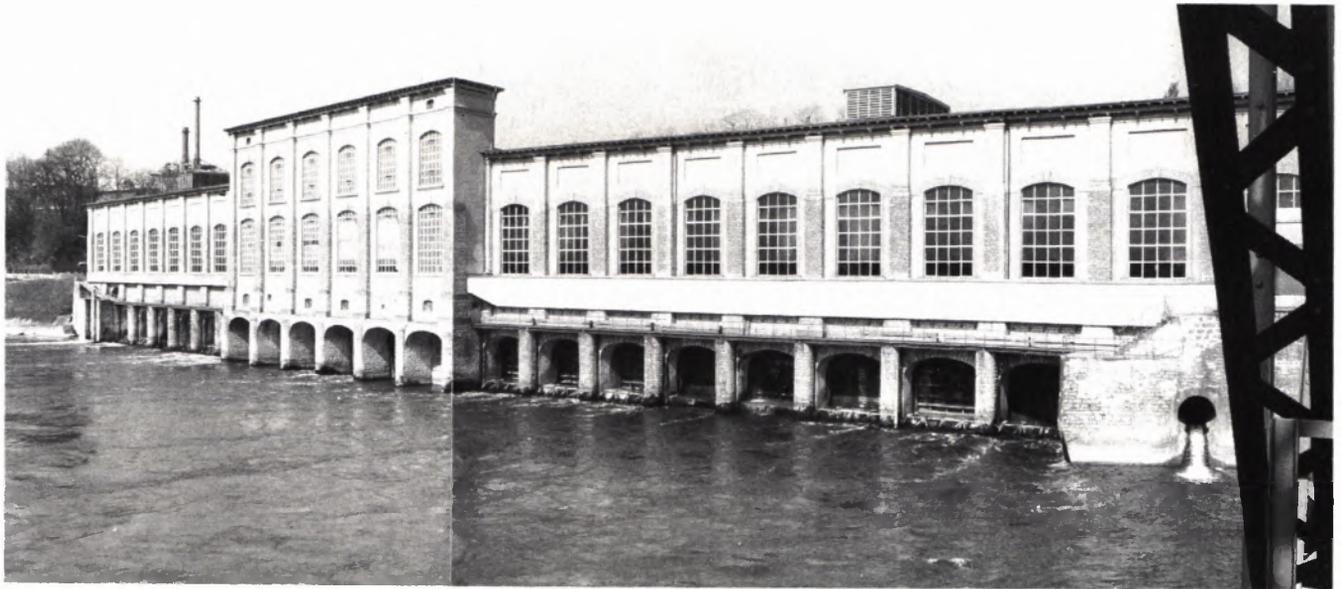
Ausbauwassermenge von bis zu  $4 \times \text{ca. } 375 \text{ m}^3/\text{s}$  rund  $1500 \text{ m}^3/\text{s}$ .  
 – Stauwehr in Flußmitte mit 6 Öffnungen von je 26,0 m Breite und 6,90 m lichter Höhe, wobei Segment-schützen mit aufgesetzten Klappen als Verschuß- und Regulierungsorgane dienen.  
 – Abschlußdamm auf der rechten Seite im Bereich des heutigen Oberwasserkanals; der Damm kann später bei Errichtung der Schiffsanlagen (2 Schleusen von je 190 m Länge und 12 m Breite) entfernt und durch Zufahrtsbrücken ersetzt werden.

Anfang 1986 gab das Landesdenkmalamt eine Stellungnahme zum Neubauprojekt Rheinfelden ab. Neben den Auswirkungen auf das dann im Stauwasserbereich liegende Schloß Beuggen, wird hauptsächlich auf die Kulturdenkmaleigenschaft des alten Kraftwerks eingegangen. Wissenschaftliche Gründe für den Erhalt liegen in der Einmaligkeit des für seine Zeit größten Flußkraftwerks in Eu-

■ 14 Die Neuplanung Kraftwerk Rheinfelden sieht ein quer über den Fluß gespanntes, sogenanntes Deckelkraftwerk mit Zentrale am Schweizer Ufer vor.



ropa, das Ausgangspunkt einer bau-lich hochinteressanten Entwicklungsreihe von Kraftwerksbauten ist. Die noch getrennten Bauteile: Wehranlage, Einlaufkanal und Maschinenhaus greifen das alte Mühlenprinzip auf, das im folgenden durch den Fluß abriegelnde Kraftwerkseinheiten abgelöst wird. Technikgeschichtlich bietet sich beim Maschinenbestand des Kraftwerks Rheinfelden ein Überblick über knapp 100 Jahre Turbinen- und Generatorgeschichte. Im Bezug zur Landschaft und der formalen Durchbildung der Bauten liegen die künstlerischen Gründe, die für den Erhalt sprechen. Die technischen Anlagen ordnen sich dem Flußlauf unter, sind ihm nur angefügt. Die architektonische Durchgestaltung des Maschinenhauses mit dem repräsentativen Charakter seiner Schaufassade bildet einen weiteren Pluspunkt auf der Habenseite. Der Heimat- und regionalgeschichtliche Blickwinkel mißt dem Kraftwerk als Ursprungszelle der Stadt Neu-Rheinfelden und als Grundstein für das Herausbilden einer zweiten Industriezone im Großherzogtum Baden eine auf der Hand liegende Bedeutung zu. Am Schluß der Ausführungen zum alten Kraftwerk ist zu lesen: „Aufgrund dieser Fakten stellt das Kraftwerk Rheinfelden nach Ansicht des Landesdenkmalamtes ein Kulturdenkmal von besonderer, wenn nicht sogar internationaler Bedeutung dar, das unter den Schutz des § 12 des baden-württembergischen Denkmalschutzes gestellt werden sollte. Einer Beeinträchtigung dieser Anlage durch den Neubau oder ihrem eventuellen Abbruch muß in jedem Fall ein mit größter Sorgfalt durchgeführter Abwägungsprozeß mit anderen öffentlichen Interessen vorausgehen.“



Es drängt sich die Frage nach der öffentlichen Akzeptanz des Kulturdenkmals „Kraftwerk Rheinfelden“ zwingend auf. Elektrische Kraft ist aus unserem Leben heute nicht mehr wegzudenken. Wir nehmen sie in Anspruch, ohne darüber nachzudenken, ja, sind uns oftmals gar nicht bewußt, daß wir sie verwenden. Wie schon im historischen Teil der Ausführungen dargelegt, steht das Kraftwerk Rheinfelden am Anfang einer langen Kette von Großkraftwerken, war zu seiner Zeit eine Pioniertat von Technik und Unternehmergeist und kann in vielerlei Hinsicht gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Im Gegensatz zu kunst- und architekturgeschichtlich wertvollen Bauten erkennt der Laie die Bedeutung des Kraftwerks erst auf den zweiten Blick. Es entzieht sich einer spontanen Faszination und verlangt ein eingehenderes Sich-Beschäftigen.

Rufen wir uns noch einmal die Bedeutung des Laufwasserkraftwerkes Rheinfelden in seiner Vielschichtigkeit ins Gedächtnis: Da sind die technikgeschichtlichen Gründe, die dem Werk als dem ersten und in seiner Zeit größten Laufwasserkraftwerk Europas mit seiner hochwertigen maschinellen Ausstattung einen internationalen Rang zuschreiben. Architektonisch setzt Rheinfelden Maßstäbe für den sich neu entwickelnden Bautyp des Wasserkraftwerks. Wirtschafts- und sozialgeschichtlich steht das Kraft-

werk als Markstein für das die Elektroindustrie vor dem Ersten Weltkrieg beherrschende Unternehmergegeschäft. Es beflügelte die industriell/technische Revolution, die mit der Elektrifizierung weiter Teile der Arbeits- und Lebenswelt eine umfassende, nicht hoch genug einzuschätzende Umgestaltung aller Bereiche unseres Daseins nach sich zog. Das Kraftwerk Rheinfelden ist nicht zuletzt Keimzelle für die Industrieregion Hochrhein: es steht für die heute noch gültige Prämisse, daß Verfügbarkeit von billigen Energieträgern wirtschaftlich/industrielle Durchdringung eines Raumes nach sich zieht. Gewichtige Gründe! Sie sprechen für die überragende Bedeutung des vor nahezu 100 Jahren erbauten Kraftwerks.

#### Literatur:

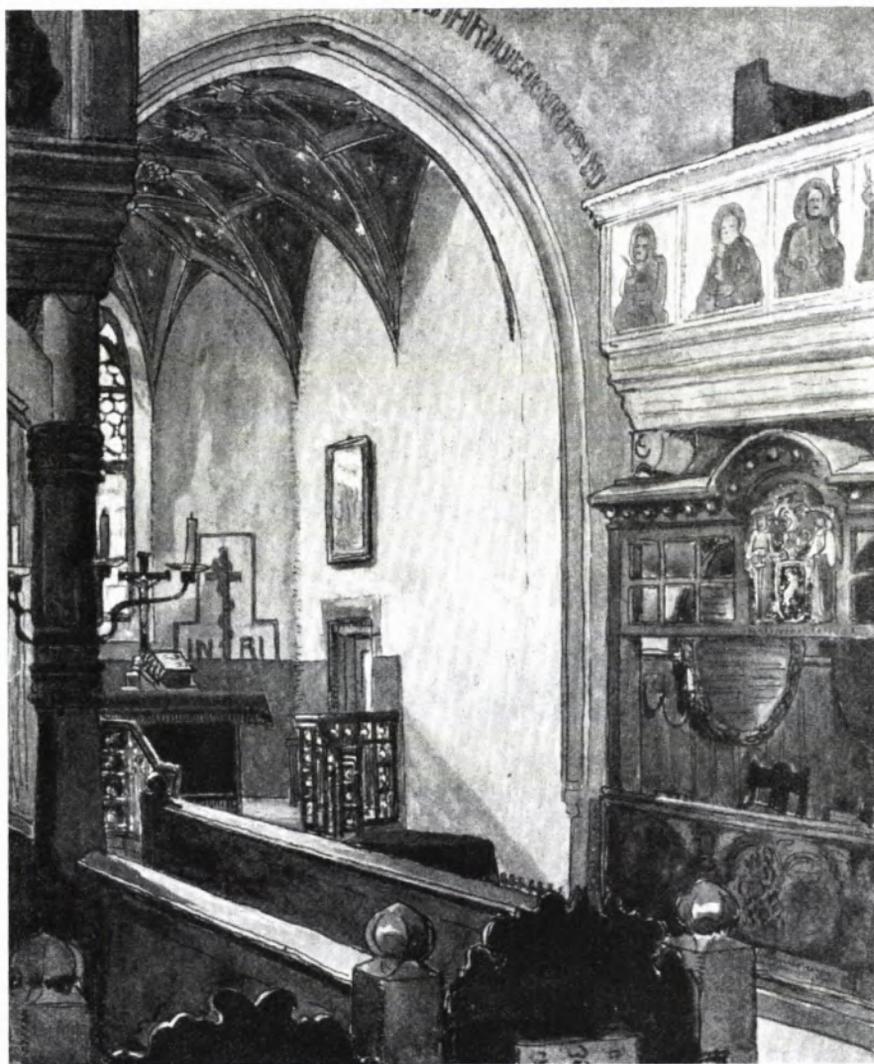
Elektrotechnische Zeitschrift (Centralblatt für Elektrotechnik) Jahrgänge 17, 1896 und 20, 1899, Berlin, München.  
 Slotta, Rainer: Technische Denkmäler in der BRD, Band 2, Bochum 1977.  
 Ott, Hugo/Herzig, Thomas: Elektrizitätsversorgung von Baden-Württemberg und Hohenzollern 1913/14, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Stuttgart 1982.

**Gitta Reinhardt-Fehrenbach**  
 LDA · Inventarisierung  
 Sternwaldstraße 14  
 7800 Freiburg/Br.

■ 15 Als erstes großes Laufwasserkraftwerk Europas setzt Rheinfelden auch in seiner Architektur Maßstäbe für den Kraftwerkbau.

# Die polychrome Farbfassung von 1906 in der evangelischen Pfarrkirche in Markgröningen-Unterriexingen, Kr. Ludwigsburg

Manfred Speidel/Ulrich Gräf



■ 1 Renovierung der Kirche zu Unterriexingen. Entwurf zur inneren Veränderung. Architekt: Bruno Taut. (Aus: Bauzeitung für Württemberg 1907, S. 381).

Bei der letzten größeren Instandsetzung der ev. Pfarrkirche in Unterriexingen 1986 wurde zwar eine restauratorische Untersuchung durchgeführt, aber der Wert und die Rangstellung der noch bestehenden Ausstattung und der gefundenen Farbigkeit aus der Zeit der Jahrhundertwende konnte aufgrund fehlender Forschungen nicht angemessen eingeschätzt werden. Deshalb wurde eine Farbfassung beschlossen, die historisierend auf eine Farbigkeit vor 1906 zurückgreift, nachdem die Kirche in den vergangenen 80 Jahren mehrmals „neutral“ überfaßt worden war.

Aber auch bei der letzten Renovierung im Jahr 1986 war die Zeit noch nicht reif, diese nach dem heutigen Kenntnisstand innovative, farbige Interpretation eines Kirchenraumes von Bruno Taut wiederherzustellen. Die Tautsche Fassung wurde wieder überstrichen. Bei der nächsten Instandsetzung besteht somit die Chance, diesen wertvollen Befund wiederherzustellen, nachdem klar ist, um welches Kleinod es sich hier handelt. Die folgenden Ausführungen zeigen die Bedeutung der Umbauarbeiten von 1906 durch Bruno Taut. Das Werk steht am Anfang der Bautätigkeit des 1880 in

Königsberg geborenen Architekten, der 1908 bis 1933 – bis zu seiner Flucht vor den Nazis – in Berlin, anschließend bis 1936 in Japan arbeitete. Er starb 1938 in Istanbul.

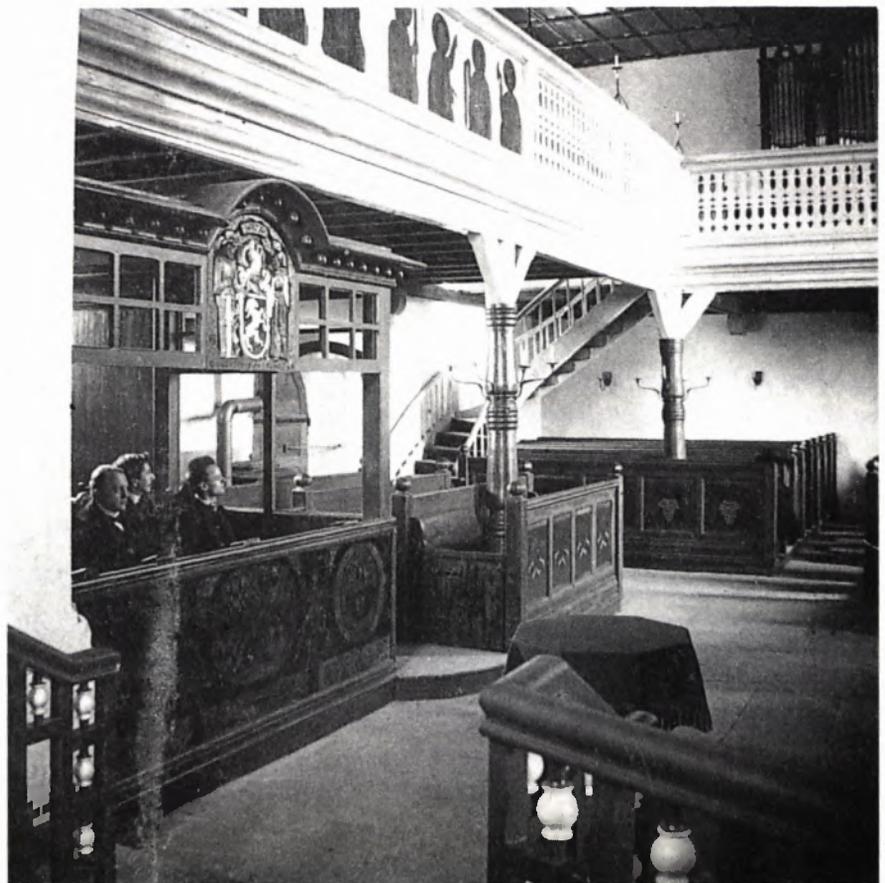
## Die Erneuerung der Kirche in Unterriexingen durch Bruno Taut im Jahre 1906

Im Nachlaß des Berliner Architekten Bruno Taut befindet sich ein kleines Pastell, 18 x 10 cm, das mit den frischen und kräftigen Farben Moosgrün, Weiß, Lichtblau und Rotbraun in sicheren Strichen den ungewöhnlich prachtvollen Klang eines Kirchenraumes wiedergibt (vgl. Titelbild). Dieses signierte Blatt ist mit „07“ datiert und stellt das Innere der von Bruno Taut im Jahre 1906 renovierten Kirche dar. (Im Nachlaß sind ungefähr 300 Zeichnungen erhalten. Sie wurden katalogisch erfaßt. Für 1994 ist eine Ausstellung in Berlin und Tokyo geplant.)

Besonders fällt der farbige gotische Chor auf. Der Sockel der hellblauen Wände leuchtet in Pompejanischrot und Orange, das Rippengewölbe schließt in Preußischblau ab. Eine angegedeutete Halbfigur über dem Chorbogen reflektiert in Rotorange die Sockelmalerei des Chores. Ein ebenfalls im Nachlaß erhaltenes Pastell des Bruders Max Taut, ebenfalls 1907 datiert, mit einem Blick unter die rückwärtige Empore, bestätigt die kräftigen Farben und die starke Wirkung des Dreiklangs von Grün, Blau und Rot unterbrochen von Weiß.

Diese Farbgebung ist weder dem Jugendstil entlehnt, noch entspricht sie der Auffassung Theodor Fischers, Tauts Lehrer, der durch Farbe und Ornamente die Tektonik des Baus optisch unterstützte. Die Eigenständigkeit der Farbe gegenüber der Architektur, wie sie dann später im Werk Theo van Doesburgs und der holländischen „de Stijl“-Bewegung als Farb-Form-Komposition vertreten wird, hat hier 10 Jahre zuvor eine erste Formulierung gefunden.

Ein Aquarell vom August 1908, das Taut – nach Berlin zurückgekehrt – vermutlich für die eigene Akquisition anfertigte, und ein in der Architektonischen Rundschau vom Juli 1908 publiziertes, von einem Grafiker überarbeitetes Aquarell des Innenraumes repräsentieren die Farben modifizierter und verhaltener als die Pastelle. Betrachtet man sie, dann kann man die spätere Entscheidung der Ge-



meinde, die Kirche wieder in einen gleichmäßigen Beigeton zu überführen, ebensowenig verstehen wie die Konzeption der letzten Renovierung 1986, statt der noch unter dem Anstrich vorhandenen Tautschen Farben eine Phantasie-Fassung bezogen auf das Jahr 1700 vorzunehmen, bei der die Emporen mit einer primitiven Marmorimitation in Öl überstrichen, die Bänke in gräulichem Olivgrün und die noch von Taut vorhandenen rotbraunen Deckenfelder wieder in Mittelbeige mit blauen und roten Rahmungen gefaßt wurden.

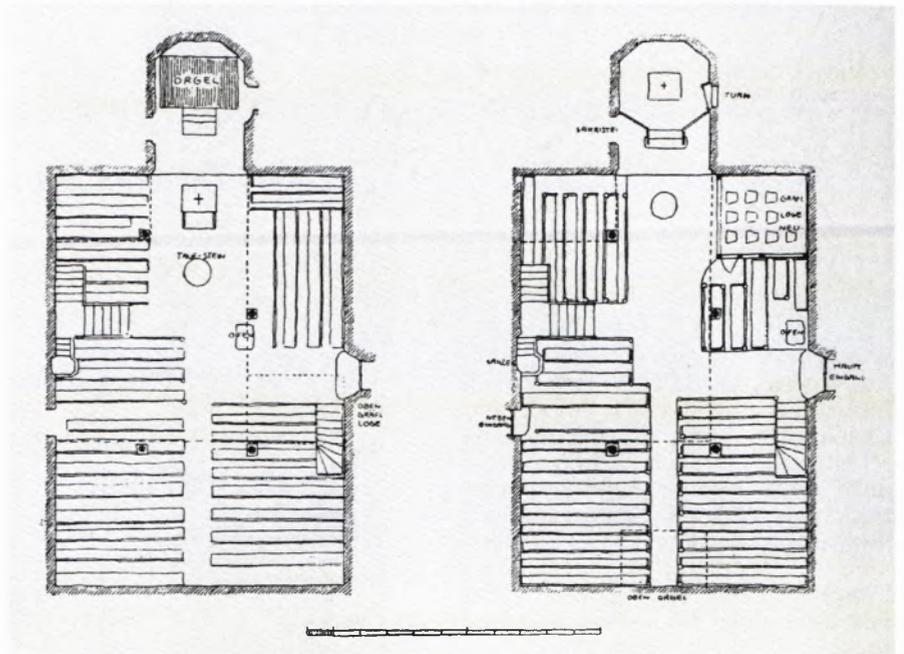
Für Bruno Taut war die Renovierung der Kirche in Unterriexingen der erste eigenständige Auftrag. Von 1904 bis 1908 hatte er im Büro von Theodor Fischer in Stuttgart gearbeitet, im Jahre 1906 insbesondere an den Plänen für

■ 2 Zeitgenössisches Foto, Blick vom Chor in das Schiff.

die Universität Jena. 1905 wurde für die Kirche eine Versetzung der relativ neuen Orgel aus dem Chor auf die Empore dringend erforderlich, da diese durch Bodenfeuchtigkeit und Luftzug Schaden erlitten hatte. Eine Versetzung bedeutete jedoch eine Umstuhlung, da Ersatzplätze für Bänke auf der Empore geschaffen werden mußten. (Alle Angaben sind den Kirchengemeinderatsprotokollen entnommen, die im Archiv des Pfarramtes Unterriexingen erhalten sind.)

Taut erhielt den Auftrag zu Jahresende 1905 durch eine Empfehlung Theodor

■ 3 Renovierung der Kirche zu Unterriexingen. Grundriß vor und nach dem Umbau. (Aus: Bauzeitung für Württemberg 1907, S. 381).



Fischers und des Pfarrers Koch, der als Herausgeber des Christlichen Kunstblattes im selben Jahr bereits zwei Entwürfe Tauts für ländliche Kleinkinderschulen publiziert hatte.

Was Taut nach Neujahr 1906 dem Ortspfarrer Gastpar übersandte, war – aus dem Antwortbrief des Pfarrers zu schließen – nicht nur eine Überlegung zur Bestuhlung, sondern schloß eine farbige Skizze mit ein, die den Pfarrer in große Begeisterung versetzte: „... das ist schön und innig. Das wird ein Kirchlein, einfach, schlicht, farbenfroh, ein Raum, in dem meine Bauern nicht fremd angetutet werden, heimatlich für sie und eine würdige Stätte zur Verkündigung des Wortes.“ (Brief von Pfarrer Gastpar an Bruno Taut vom 13. Januar 1906. Original im Nachlaß Bruno Taut.)

Mir scheinen diese Bemerkungen auch Tauts Erläuterungen wiederzugeben, die er der Skizze beigefügt haben mag, denn sie ähneln im Tenor seinen Veröffentlichungen. Der Bürgermeister, dem Pfarrer Gastpar die farbige Skizze (sie ist nicht erhalten) zeigte, bevor er sie dem Kirchengemeinderat vorstellte, „war (auch) ergriffen von dem Bildlein und sein Ausspruch: ‚Das machen wir sofort!‘“ gab dem Pfarrer die Sicherheit, den Vorschlag Tauts auch tatsächlich durchzusetzen. Sehr geschickt – das zeigen die Protokolle – erreichte der Pfarrer die Zustimmung des Kirchengemeinderates zu Tauts Plänen.

Für eine klare Raumdisposition sorgte Tauts Entscheidung, den Altar wieder in den Chor zu legen, ebenso der Vorschlag des Grafen Leutrum, des Patro-

natsherren der Kirche, seine Loge, den Grafenstuhl, von der Empore in das Schiff neben den Chorbogen zu versetzen. Taut erhielt alle alten Teile wie Emporen und Kanzel und ließ neue Bänke nach einer alten, noch vorhandenen Bank anfertigen. Er fügte eine neue Portalüre an der Südwand hinzu. Das Altarpodium in Form eines Achteckes und der Altar mit einem ornamentalen Holzgitter wurden von ihm gestaltet, ebenso der Aufsatz der gräflichen Loge. Er ließ als besonderes charakteristisches Element für die Kirche die kleine Rest-Empore links am Chorbogen stehen, obgleich die Plätze auf und unter ihr entweder für den Altar oder für die an der Mittelwand stehende Kanzel schlechte Sichtbedingungen hatten und damit Probleme für die Liturgie brachten.

Die im 17. Jahrhundert eingebaute Empore verlief ursprünglich auch vor dem Chorbogen, so daß die Kanzel im Mittelpunkt des Gemeinderaumes stand. Als die neue Orgel in den Chor gesetzt wurde, hatte man den die Sicht verstellenden Teil der Empore herausgeschnitten. Wie ein Vogelnest blieb dann als Unikum ein Stück Empore mit eigenem, sich auf halber Höhe zur Kanzel verzweigenden Treppenaufgang bestehen.

Für diese wirre Situation zwar keine „protestantische“ Lösung mit der Kanzel im Mittelpunkt, aber stattdessen eine Raumordnung gefunden zu haben, war das Verdienst Tauts. Durch die Farbe band er zudem die vielen Teile des Raumes zusammen und interpretierte diesen neu, ja er gab ihm einen weiteren Sinn.

Taut, der seit 1903 intensiv zeichnete und mit Pastellkreide malte, überlegte sich zeitweilig während seiner Arbeit bei Theodor Fischer, ganz zur Malerei zu wechseln, entschied aber in dem Augenblick, als er den Auftrag für die Renovierung der Kirche in Unterriexingen erhielt, den Maler dem Architekten in sich unterzuordnen und die Malerei nicht weiter als Selbstzweck zu betreiben. Unter seiner diesbezüglichen Tagebuchnotiz steht: „Unterriexingen No. 1.“

Der Auftrag bot ihm offensichtlich die Gelegenheit, seine Vorstellungen seiner „... Vereinigung meiner Begabung hinsichtlich der Farbe mit meinem architektonischen Können. Farbige Komposition, farbige Architektur ...“ als einen persönlichen Beitrag zu verwirklichen. (Auszüge aus dem Tagebuch; bei Heinrich Taut, Lehnitz.)

Am 25. 11. 1906, dem Tag der Einweihung der renovierten Kirche, schrieb Taut ins Tagebuch: „Ein schöner Tag. Mein erstes Werk steht fertig, die Bauernkirche in Unterriexingen prangt in kräftigen Farben.“

Die dunkelgrünen Bänke, die weiße Empore, die hellblauen Wände und die rotbraune Decke erzeugen in der Tat einen Farbklang, der seinen expressiven Landschaftsbildern von 1903 nahesteht. Die Wirkung der Farbe wurde dadurch verstärkt, daß an den Emporenstützen, die am Ansatz der Kopfbänder von Dunkelgrün nach Weiß wechselten, und mit dem roten Fries im Chor die konstruktiven Zusammenhänge des Baus durch horizontale Farbzonen überspielt wurden. Die Farbflächen ergänzte Taut,

zum Teil mit eigener Hand, durch ornamentale Motive aus der ländlichen Umgebung: Weintrauben und Blüten malte er mit Schablonen auf die Brüstungen an den ersten Bankreihen, ebenso stilisierte Pflanzen mit Blüten in naiver Manier auf die drei Felder der kleinen Empore. Für den Anstreicher fertigte er Schablonen mit Schmetterlingsmotiven, die als weiße Figuren auf die rote Saaldecke gemalt wurden.

Die Trauben und Blüten auf den grünen Bänken, die Schmetterlinge am roten Deckenhimmel und die Sterne am dunkelblauen gotischen Gewölbe des Chores machten den Kirchenraum zu einer abstrahierten bäuerlichen Landschaft, aus der als „hohe“ Kunst der einladende Christus über dem Chorbogen und ein musizierender Engel auf der Kanzel, vom befreundeten Franz Mutzenbecher durchgeführt, neben den alten Aposteln an der Empore herauschauten.

Der Wandfries im Chor, das Altargitter, der Baldachin über dem Grafenstuhl mit dem von Mutzenbecher geschnitzten Wappen des Grafen bereichern durch geometrische Ornamente das Bild. Der „herrschaftlichen“ Gestaltung am Chor standen die „bäuerlichen“ Motive im Schiff gegenüber.

Wichtig für die Farbgebung im Raum war, daß die Fenster ohne Färbung waren. Interpretiert man die Pastelle richtig, so kalkulierte Taut den Farbeffekt unter der Veränderung des Lichtes und des Schattens mit ein. Das Weißblau der Wände wird im Schatten zu einem leuchtenden Hellblau, das Pompejanischrot im Licht zu Orange.

Mit der Kirche in Unterriexingen hatte Taut versucht, eine Eigenständigkeit der Farbe in der Architektur zu erwirken, ohne die Architektur selber auf Abstraktion oder grafische Auflösung hin zu verändern. Voll Stolz ist sein Signum BT auf die Altarrückwand eingemeißelt.

In diesem Zusammenhang wird die neuerliche Instandsetzung der Kirche umso bedauerlicher. Die noch von 1906 vorhandene rotbraune Decke mit den Schmetterlingsmotiven wurde überstrichen. Die einzigen von Tauts Hand erhaltenen Pflanzenbilder auf der Seitenempore sind grob „überfaßt“, so daß die Blatt- und Blütenformen von weißer Farbe angeschnitten und zum Teil verformt sind. Sicherlich wird erst jetzt, nachdem die Farbskizzen von Taut zum Vorschein gekommen sind, eine erneute Diskussion um diesen Kirchenraum ermöglicht.

Tauts Verwendung von Farbe und Ornament kann als eine eigenständige Leistung in der Periode zwischen Jugendstil und den um 1910 auflebenden Klassizismus eingeschätzt und ebenso ein möglicher Zusammenhang zur Stuttgarter Hölzel-Schule, deren Mitglied für kurze Zeit Mutzenbecher war, in Betracht gezogen werden. Adolf Hölzel (1853–1934) kam im Dezember 1905 nach Stuttgart als Lehrer an die Kunstakademie. Theodor Fischer gab ihm 1906 den Auftrag für die Farbgestaltung der Pfullinger Hallen, die Fischer gebaut hatte. Hölzel sprach später über die dortige Konzeption der Abstimmung im „weichen Dreiklang der primären Mischfarben Grün, Violett und Orange.“ (Winfried Nerdinger: Theodor Fischer, Berlin 1988, S. 220). In Tauts Aquarell von 1908 erscheinen die hellblauen Kirchenwände violett getönt und das Pompejanischrot im Chorsockel orangefarben. Aspekte von Hölzels Farbenlehre könnte Taut durchaus aufgenommen haben.

Im gleichen Monat Mai 1906, als die Renovierung der Kirche genehmigt und begonnen wurde, zeichnete Taut für das kleine Vestibül im Gebäude der Universität Jena einen Stuckfries mit Traubenmotiven: realistisch und plastisch, aber in dichtgedrängter, ornamentaler Form. Für Jena wurden die Trauben in Licht und Schatten differenzierte Reliefs, eine verfeinerte künstlerische Plastik, für Unterriexingen brachte er sie in einfache, für Schablonen stilisierte Formen. Man möchte sie gerne einmal ganz sehen können.

Der damalige zuständige Denkmalpfleger Eugen Gradmann lobte Tauts Werk als ein Modellbeispiel für die Renovierung ländlicher Kirchen. Tauts Farbenraum hat allerdings wohl nicht die einhellige Zustimmung der Bauern erfahren, denen er, wie er sagte, die Farbtöne abgelauscht hatte. Die Gemeinderatsprotokolle, die sonst wortreich über Auftragsvergabe oder Sitzverteilung berichteten, schwiegen sich über das Ergebnis der Restaurierung vollkommen aus. Im Bericht an das Konsistorium 1907 machte Pfarrer Gastpar wohl Andeutungen: „die Bemalung geschah in polychromer Manier und ist sehr schön abgetönt. Im allgemeinen ist der Eindruck aber durchaus ernst und feierlich“. (Pfarrbericht der Gemeinde Unterriexingen 1907. Landeskirchliches Archiv Stuttgart.)

Harte Kritik erhielt allerdings in einer Randbemerkung in diesem Bericht der Kirchenraum für die liturgische Form. Oberkirchenrat Dr. Karl Merz, der bei der Begutachtung durch den Verein für Christliche Kunst die Ver-



■ 4 Bruno Taut. Blütenpflanze an der Brüstung der kleinen Empore.



■ 5 Decke vor den Instandsetzungsarbeiten 1986. Faltermotive in Schablonenmalerei von Bruno Taut.

schiebung des Altars aus dem Chor in das Schiff dringend empfohlen hatte, notierte mit Datum 6. 11. 1908: „Tatsächlich konnte ich nach getroffener Wahl nicht wohl anders als zustimmen, da Taut an sich ein tüchtiger Architekt ist. Doch, was beabsichtigt wurde, ist aber mit dem Unterzeichneten nie besprochen worden. Tatsächlich hat Taut, ein Norddeutscher, die Bausache ohne jedes Verständnis für die württemb. kirchliche Eigenart durchgeführt. Da er unterdessen aus Württemberg, wohl auf Nichtwiedersehen verschwunden ist, mag die Sache auf sich beruhen. Sie ist mir ein Beweis, in wie hohem Grad Kircheninstitutionen ‚kirchliches‘ Verständnis seitens des Architekten voraussetzen. Die Kontrolle in liturgischer Hinsicht durch den Ortspfarrer hat im vorliegenden Fall ganz versagt.“

Das ist sicherlich so nicht richtig. Nicht die Kontrolle hat versagt, sondern Pfarrer Gastpar wollte in Übereinkunft mit dem Architekten den Altar im Chor haben, um den klaren Raumeindruck nicht zu gefährden. In einer Antwort auf das Gutachten von Oberkirchenrat Merz vom 30. 5. 1906 redet er nur über die Stellung der Kanzel und die Erhaltung der Empore, die Merz auch als erhaltenswert ansah, und ging auf die Altarstellung überhaupt nicht ein. (Brief von Pfarrer Gastpar an den Dekan, Akten des Dekanatamtes Vaihingen/Enz.) Im Gutachten von Professor Paul Schmohl vom 12. 5. 1906 wird die ungünstige

Stellung der Kanzel zum Altar festgestellt und die Wegnahme der kleinen Empore erwogen. Außerdem wird empfohlen, den Altar zum Raum hin vorzurücken. In der Stellungnahme von Oberkirchenrat Merz für den Verein für Christliche Kunst vom 18. 5. 1906, als Randbemerkung obigem Gutachten beigefügt, wird der Wunsch nach dem Erhalt der kleinen Empore eingesehen, aber die „Verschiebung des Altars ist dringend der Beachtung zu empfehlen, . . .“.

Die harte Rüge hat beiden, dem Architekten und dem Pfarrer, nicht geschadet. Bruno Taut eröffnete in Berlin ein Büro und wurde zu dem bedeutenden Architekten, der mit einer farbigen Architektur und mit Siedlungs- und Wohnungsbauten in den zwanziger Jahren großartige Leistungen vollbrachte. Pfarrer Gastpar verließ 1909, nach 15 Jahren Amtszeit, die Gemeinde Unterriexingen, wurde Pfarrer in Plieningen und 1921 bis zu seiner Pensionierung Dekan in Stuttgart.

Der liturgisch schwierige Aufbau der Kirche mit der großen Entfernung von Kanzel und Altar ist in den 85 Jahren nicht verändert worden. Für den künstlerisch bedeutenden, farbigen Raum, der bis in die 20er Jahre bestand, danach „neutral“ überstrichen und 1986 historisierend gefaßt wurde, wünschte ich mir dringend eine „Wiederauferstehung“.

**Manfred Speidel**

## Die Innenerneuerung der evangelischen Pfarrkirche in Unterriexingen und ihre denkmalpflegerische Bedeutung

Das Erstlingswerk von Bruno Taut stellt ohne Frage eine für die Architekturgeschichte und die Denkmalpflege wichtige Arbeit dar. Die Ausstattung der Kirche, zum Teil von Bruno Taut selbst bemalt, wurde in den Bauzeitschriften und sogar im Christlichen Kunstblatt vom 11. November 1908 durchgehend gelobt und als interessante Lösung zum Nachahmen empfohlen. So schreibt Pfarrer David Koch im Christlichen Kunstblatt: „Da bittet mich ein Amtsbruder, ob ich nicht einen Entwurf zu seiner zu bemalenden Dorfkirche ansehen wolle. Der Entwurf kommt. Ein Riesepaket und eine unzulängliche Arbeit einer Malerfirma. Der Kollege hatte richtig sich nicht bestechen lassen durch die Aufmachung. Ich konnte ihm nur den köstlichen Dreifarbendruck von Bruno Taut empfehlen, der jetzt in der architektonischen Rundschau 1908,

Nr. 7 (Verlag Engelhorn, Stuttgart) erschienen ist. Schon lange haben wir das schöne Kirchlein in unserer Mappe – aber der Raum! – Nun hoffe ich, den Dreifarbendruck unsern Lesern bald bieten zu können. Wer eine Dorfkirche ausmalt, lasse sich dieses Heft der Rundschau kommen. Eine Kirche ausmalen, ist aber nur Sache des Künstlers . . .“ Leider kam es zu dieser angekündigten Vorstellung nicht mehr. Es ist aber interessant, daß David Koch den Architekten Bruno Taut zur Gruppe der Künstler zählte, die befähigt sind, Dorfkirchen neu auszumalen.

Aus der Sicht des Denkmalpflegers ist die Vorgehensweise von Taut und sein Umgang mit der vorhandenen Substanz beispielhaft, setzt er sich doch mit Struktur und räumlicher Situation auseinander und berücksichtigt die

vorhandene Bausubstanz und Ausstattung soweit als möglich. Aus liturgischen und bauphysikalischen Gründen wurden jedoch der Chorraum umgebaut, die Orgel auf die rückwärtige Empore versetzt, der Altarbereich, das Gestühl und die Kanzel neu gestaltet, das alles ist bis heute in dieser Form geblieben.

Exemplarisch zu bewerten sind die Aussagen der Kirchenbaubehörden zur Kirchenrenovierung. Hier zeigt sich ganz deutlich der Konflikt zwischen innovativer Raum- und Gestaltungsauffassung des Architekten und dem bewahrenden Charakter und Beibehalten traditioneller Farben und Formen durch die Kirchenbehörde. Daß der damalige Denkmalpfleger Eugen Gradmann den Entwurf des Architekten zustimmend beurteilte, mag überraschen, stellte er sich doch damit in Gegensatz zu Oberkirchenrat und kirchlichen Gutachtern.

Letztendlich geht aber die Beauftragung eines jungen begabten Architekten für die Innenerneuerung auf das persönliche Engagement des damaligen Pfarrers zurück, der sich für eine „moderne“ Lösung entschieden hatte, und sie auch gegen Widerstände verteidigte und in seiner Gemeinde durchsetzte. Er hatte bei einem der bekannten Architekten der Jahrhundertwende in Stuttgart, Theodor Fischer, nachgefragt und auf dessen Empfehlung Bruno Taut beauftragt. Pfarrer Gastpar war sich wohl im klaren, daß die Pläne und Farbskizzen von Taut auch Widerspruch und Ablehnung hervorrufen würden. Gleichwohl hat er sie mit viel Geschick, unter Befürwortung des Denkmalpflegers gegen die ihm bekannte ablehnende Haltung des Oberkirchenrats und von Teilen seiner eigenen Gemeinde zur Ausführung gebracht.

Nach dem Weggang von Pfarrer Gastpar aus Unterriexingen dauerte es denn auch nicht lange, bis die Taut-

sche Farbfassung wieder neutralisiert wurde. Leider hat Gradmann damals keine schriftlichen Aufzeichnungen und Stellungnahmen zu Unterriexingen hinterlassen, so war es 1986 ohne Kenntnis der im Nachlaß von Taut gefundenen Bilder und Tagebuchnotizen nicht möglich, die Raumfassung von 1906 denkmalpflegerisch angemessen zu bewerten. Die neue Farbfassung von 1986 hat auf die darunterliegenden Farbschichten von 1906 und früher in der Anstrichtechnik Rücksicht genommen. Die von Taut vorgenommenen räumlichen Veränderungen, vor allem das Gestühl, die Empore und der Chorraum mit Altar, blieben auch 1986 erhalten, so daß einer zukünftigen Restaurierung der Farbfassung von Taut aufgrund der erhaltenen originalen Befunde von Farbfassung und Dekorationsmalerei eigentlich nichts im Wege steht.

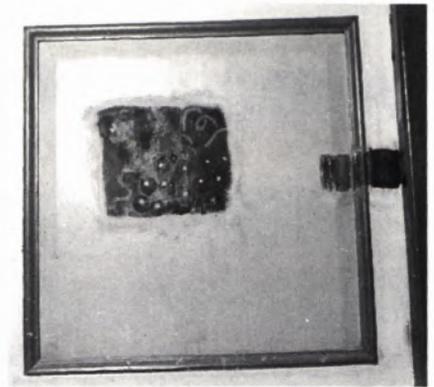
**Ulrich Gräf**

#### Quellen:

1. Nachlaß Bruno Taut (bei Heinrich Taut, Lehnitz).
2. Tagebuch Bruno Taut (bei Heinrich Taut, Lehnitz).
3. Kirchengemeinderatsprotokolle ab 1905, Archiv im Pfarramt Unterriexingen.
4. Bauakten im Archiv des Dekanatsamtes Vaihingen an der Enz.
5. Pfarrberichte zu Unterriexingen im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart.
6. Bauzeitung für Württemberg 1907, S. 379–380 mit 7 Abb.
7. Christliches Kunstblatt vom 11. November 1908, S. 349.

**Prof. Dr.-Ing. Manfred Speidel**  
 Institut für Kunstgeschichte  
 Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule  
 Schinkelstraße 1  
 5100 Aachen

**Dipl.-Ing. Ulrich Gräf**  
 LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
 Mörikestraße 12  
 7000 Stuttgart 1



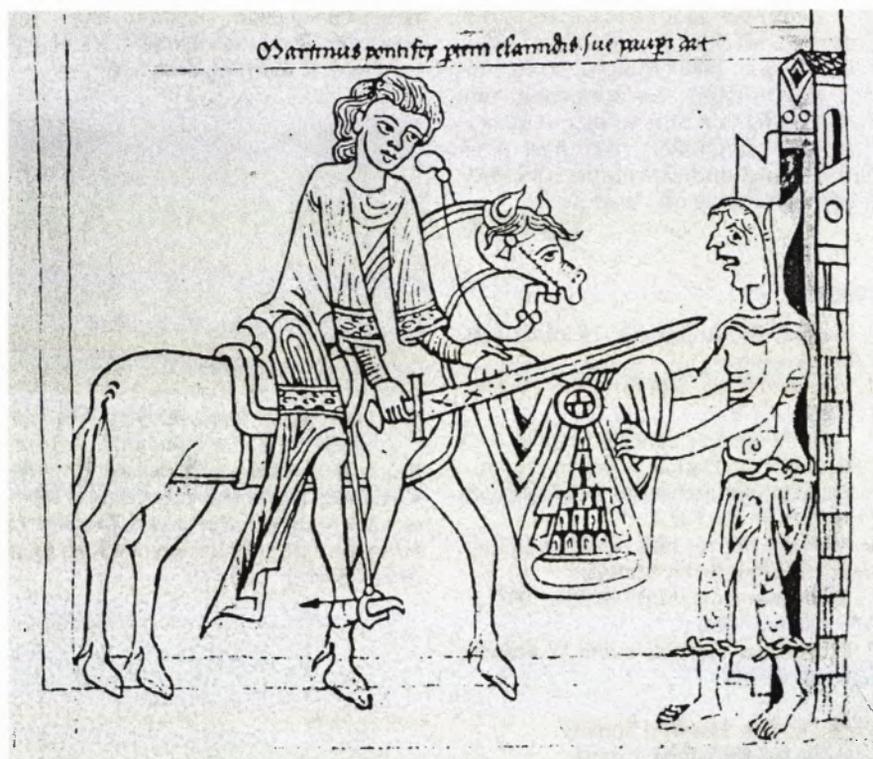
■ 6 Teilfreiegelegte Bankbrüstung mit Traubenmotiv als Schablonenmalerei. Entwurf und Ausführung Bruno Taut.



■ 7 Universität Jena. Kleines Vestibül. Stuckdecke mit Traubenmotiv. Entwurf Bruno Taut, 1906. Zeitgleich zu Unterriexingen von Bruno Taut entworfen. Er arbeitete im Architekturbüro von Theodor Fischer als entwerfender Architekt an mehreren Bauvorhaben.

# Eine hochmittelalterliche Kandare aus der Wüstung Sülchen bei Rottenburg, Kr. Tübingen

Uwe Gross



■ 1 Darstellung einer Hebelstangentrense und eines Steigbügels in der Buchmalerei des späten 12. Jh.: Der hl. Martin teilt seinen Mantel mit einem Bettler. Vorlage: Die Zeit der Stauer II (Stuttgart 1977) Abb. 542.

Die Entdeckung von Metallsammel-funden gehört bei Ausgrabungen der Archäologie des Mittelalters zu den größten Seltenheiten. Unter Sammel- oder Versteckfunden versteht man Funde, die sich aus mehreren Gegenständen meist unterschiedlicher Funktion zusammensetzen; sie wurden in der Regel vergraben, um in Krisensituationen vor Raub und Plünderung sicher zu sein. Konnten sie einst nicht mehr gehoben werden, so stellen sie heute Glücksfälle für die Archäologie dar.

Eines der spektakulärsten Beispiele im südwestdeutschen Raum ist zweifellos der Fund von mehreren silbernen Gefäßen und Kleidungszubehörteilen in Lingenfeld/Pfalz, von dem man annimmt, er sei von seinem jüdischen Besitzer im Zuge der ersten Pogrome um 1350 verborgen worden. Daß auch von ihrem Materialwert her weit weniger kostbare Funde für die archäologische Mittelalterforschung große Bedeutung besitzen, beweist

eine Entdeckung im Bereich der abgegangenen Siedlung (Wüstung) Sülchen bei Rottenburg. 1983 wurden dort bei Grabungen der Außenstelle Tübingen der Archäologischen Denkmalpflege an derselben Stelle fünf z. T. zusammenkorrodierte Eisenobjekte freigelegt. Ihre ehemalige Funktion wurde jedoch endgültig erst klar, als sie im vergangenen Jahr in der Werkstatt des Landesdenkmalamtes in Schwäbisch Gmünd restauriert werden konnten. Es handelt sich dabei im einzelnen um ein Messer (Abb. 2,3), eine Lanzenspitze (Abb. 2,5), einen Steigbügel (Abb. 2,2), ein Hufeisen (Abb. 2,4 und einen gestreckt U-förmigen Gegenstand (Abb. 2,1). Dieser weist an den seitlich abgewinkelten Fortsätzen oben und unten um 90 Grad gegeneinander versetzte Ösen auf. In einer dieser Ösen ist eine noch mehr als 50 cm lange Kette eingehängt.

Die intensive Suche nach Parallelen ergab schließlich, daß es sich dabei

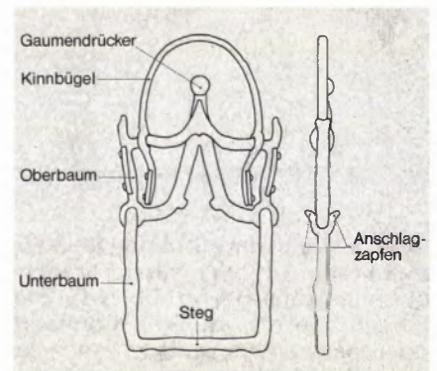
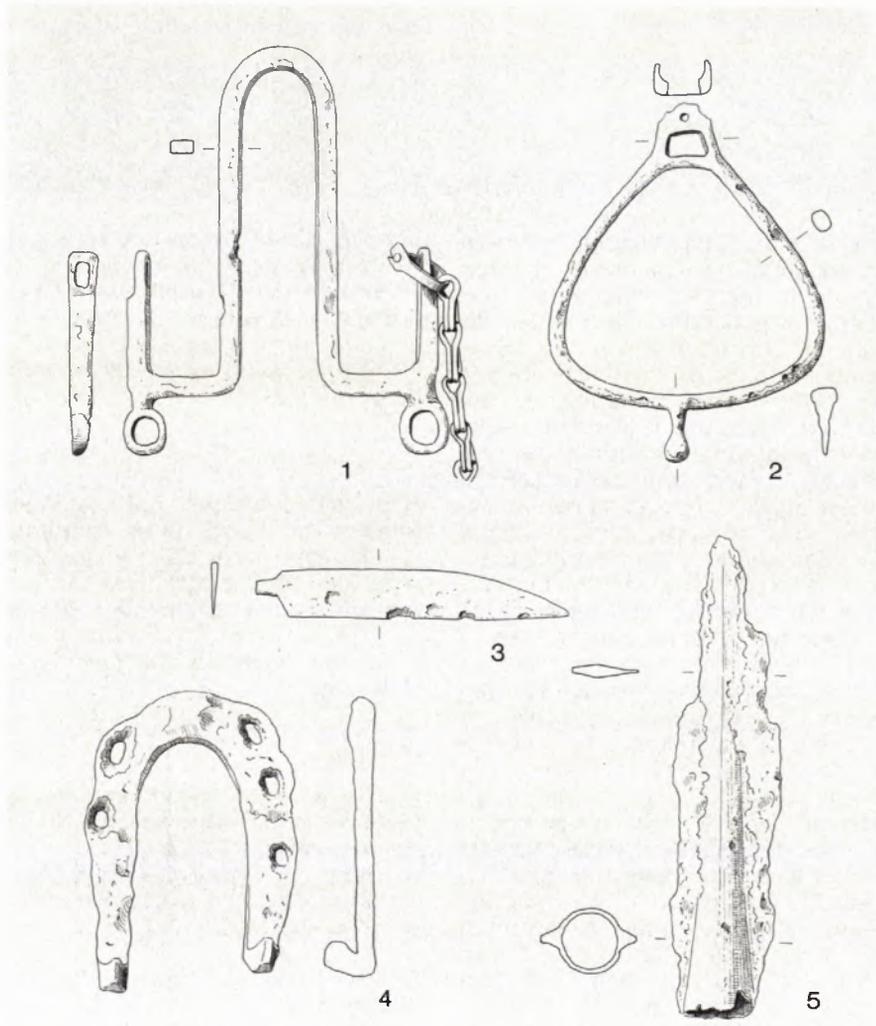
um den Bestandteil einer zweiteiligen Kandare handeln muß, genauer gesagt um das sog. offene Mundstück. Im Gegensatz zu den vor allem bei Burgengrabungen immer wieder auftretenden einfachen Trensen wurden diese Hebelstangentrensen bislang erstaunlicherweise – gemessen an ihrer einstigen Bedeutung – nur sehr selten gefunden. So sind im gesamten süddeutschen Raum zwischen dem Main im Norden und dem Alpenrand im Süden außer aus Sülchen nur noch vier weitere Belege anzuführen.

Die komplizierten zweiteiligen Kandaren kamen im Hochmittelalter auf, möglicherweise auf östliche Anregungen hin. Sie stellten ein unentbehrliches Hilfsmittel für den nun gepanzerten Ritter dar, mit dem er sein Pferd in rasch wechselnden Kampf- oder Turniersituationen mit der linken (Schild-)Hand schnell dirigieren konnte. Beim Zügeln blockierten die Anschlagzapfen des sog. Unterbau-

mes, der bei dem Sülchener Stück heute fehlt, den Oberbaum, so daß sich dieser nach oben bewegte. Neben dem so erzeugten Druck auf die Gaumenplatte verspürte das Reittier auch Schmerzen an den Auflagestellen des Gebisses in der Kinngrube. Von außen bzw. unten her wirkten oft überdies Kinnbügel oder Kinnketten schmerzhaft ein, die durch die Zügelbewegung ebenfalls angehoben wurden.

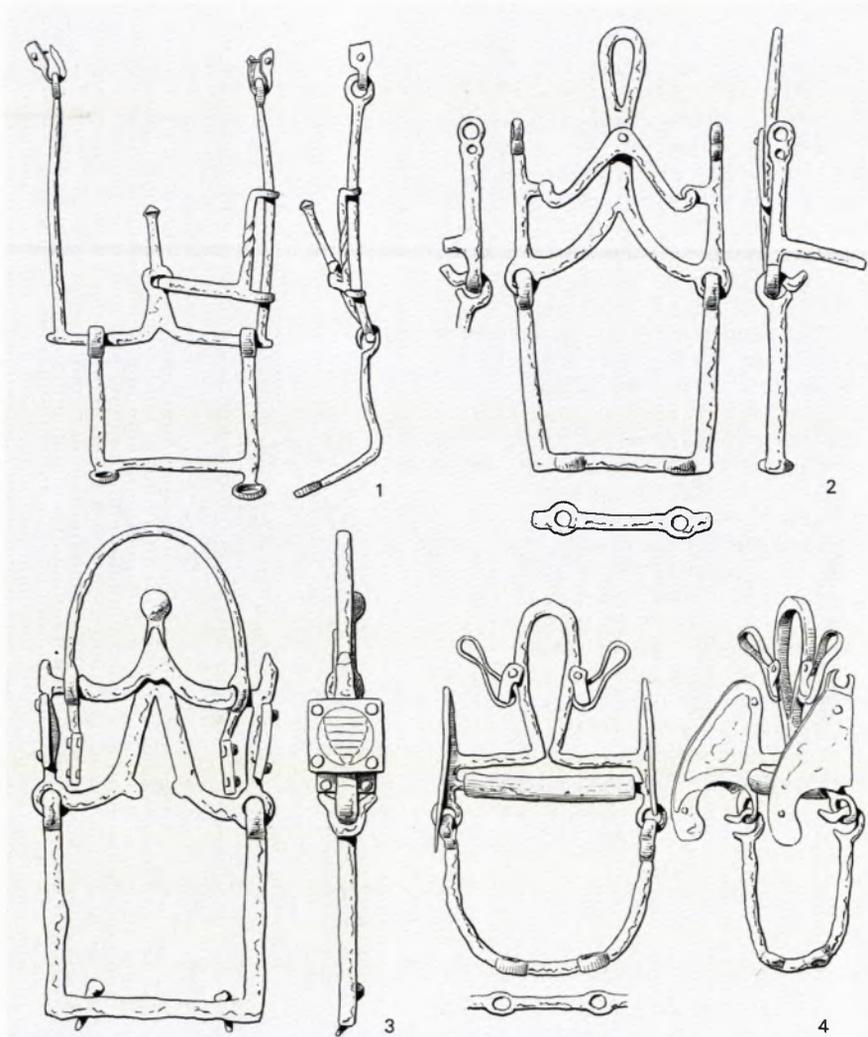
War man bis vor kurzem davon ausgegangen, die ältesten mittelalterlichen Kandaren gehörten dem 12./13. Jahrhundert an, so ist diese Auffassung angesichts neuerer Funde zu revidieren. Da in der schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts untergegangenen französischen Seeuferlandsiedlung von Colletière, Dép. Isère, ein vollständiges Hebelstangenengebiss ausgegraben werden konnte (Abb. 4,1), muß diese Form des Geschirrs bereits um oder wenig nach der Jahrtausendwende bekannt gewesen sein. Ein weiteres frühes Beispiel stammt aus der Grottenburg Riedfluh bei Wenslingen, Kt. Basel-Land, die im Laufe des 12. Jahrhunderts wieder aufgegeben wurde.

Im Gegensatz zu diesen und anderen mittelalterlichen Funden von Hebelstangentrensen, etwa aus dem Rheinland (Abb. 4,2) oder aus der Türkei (Abb. 4,3), verfügte das Exemplar aus Sülchen, wie oben bereits bemerkt, einst nur über ein offenes Mundstück, nicht aber um einen sog. Gaumendrucker. Darin ähnelt ihr eine Kandare aus Burg Wilnsdorf im Siegerland (Abb. 4,4). Diese Beobachtung hätte bis in jüngste Zeit in Zusammenhang mit der zu späten Ansetzung von Trensen des Typs Colletière sicherlich zu einer Datierung ins 14. Jahrhundert oder später geführt. Glücklicherweise sind jedoch in Sülchen Begleitfunde vorhanden, die viel zu einer genaueren zeitlichen Einordnung beitragen können. Vor allem die Lanzenspitze (Abb. 4,5) erlaubt dank ihrer charakteristischen Form präzisere Aussagen. Vergleichbare Spitzen mit weit ins Blatt hineinreichender Tülle kennt man nämlich nur aus hochmittelalterlichen Zusammenhängen. Zu nennen sind beispielsweise Stücke aus der 1138 zerstörten Entersburg bei Hontheim an der Mosel (Abb. 5,2), aus der Vorburg der Pfalz Tilleda bei Sangerhausen

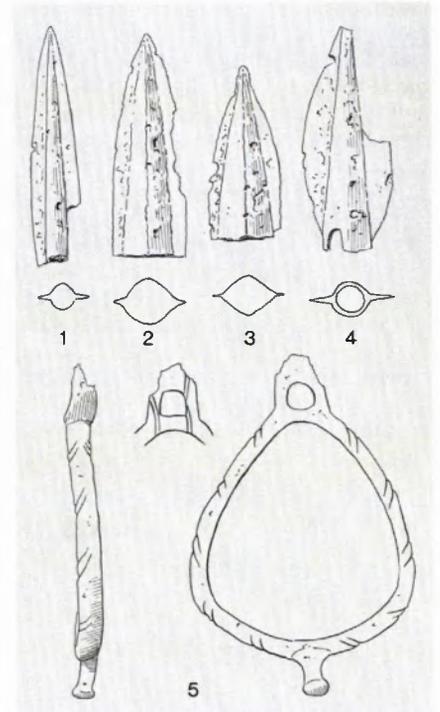


■ 3 Schema einer Kandare mit den wichtigsten Bezeichnungen (nach Gaitzsch 1987).

■ 2 Sammelfund von 1983 aus der Wüstung Sülchen bei Rottenburg a. N. M 1:3.



■ 4 Kandaren älteren Typs mit Gaumen-drücker (1 Colletière, Dép. Isère/Frankreich; 2 Königshoven/Rheinland; 3 Pergamon/Türkei) und jüngeren Typs mit offenem Mundstück (4 Burg Wilnsdorf/Siegerland). M 1:3.



■ 5 Vergleichsstücke zur Lanzenspitze (1 Frohburg, Kt. Solothurn; 2 Entersburg bei Hontheim/Mosel; 3 Tilleda/Harz; 4 Oedenburg bei Wenslingen, Kt. Basel-Land) und zum Steigbügel aus Sülchen (5 Klein Wansleben/Saale). Unterschiedliche Maßstäbe.

(Abb. 5,3), von der Frohburg, Kt. Solothurn (Abb. 5,1) oder von der Oedenburg bei Wenslingen (Abb. 5,4). Von Burgen, die erst im 13. Jahrhundert oder später erbaut wurden, liegen dagegen keine Parallelen vor.

Der tropfenförmige Steigbügel mit dem zapfenartigen unteren Abschluß (Abb. 2,2) repräsentiert eine äußerst ungewöhnliche Form. Unter den vielen mittelalterlichen Steigbügeln ist bis auf einen Fund aus Mitteldeutschland (Abb. 5,5) nichts Vergleichbares bekannt. Vor allem die leichte Konstruktion mit der nicht verbreiterten Tritfläche spricht für eine hochmittelalterliche Entstehung.

Die datierbaren Bestandteile des Sammelfundes deuten auf das 12. oder frühere 13. Jahrhundert als Deponierungszeit hin. Die historische Situation Sülchens spricht ebenso dafür. Der Ort verliert seine im früheren Mittelalter bedeutende Stellung, heute noch aus der Landschaftsbezeichnung Sülchgau zu erahnen, im beginnenden Spätmittelalter zugunsten der neugegründeten Stadt Rotenburg. Ein kriegerisches Ereignis,

mit dem die Niederlegung der fünf Eisenobjekte am wahrscheinlichsten zusammenhängen könnte, ist aus dem ausgehenden Hochmittelalter für Sülchen oder sein näheres Umland leider nicht schriftlich überliefert. Die Zusammensetzung des Fundes aus Reitzubehör (Kandare, Steigbügel, Hufeisen) und Waffen (Lanzenspitze, Messer) sowie der Zustand einiger Stücke (abgebrochene Griffangel des Messers, unvollständige Trense) könnten darauf hindeuten, daß er erst nach einem Waffengang zusammenkam. Zahlreiche Beispiele reparierter mittelalterlicher Geräte und Werkzeuge beweisen, welchen Wert Eisen damals besaß. Man versuchte fast immer, beschädigte Stücke zu reparieren oder umzuarbeiten. War dies nicht möglich, wurde wenigstens der Materialwert durch das Einschmelzen wiedergewonnen. Insgesamt bleibt für den Hauptgegenstand dieses Beitrages, die Kandare, festzuhalten, daß die bisher als jüngere Kandarenform eingestuft Exemplare mit offenem Mundstück der Sülchener oder Wilnsdorfer Art bereits in staufischer Zeit benutzt worden sein dürften. Wenn einige

Hebelstangentrensen mit Gaumen-drücker aufgrund ihrer Fundumstände erst nach 1200 anzusetzen sind, kann dies ein Hinweis auf ein zeitweiliges Nebeneinander älterer und modernerer Trensenarten am Übergang vom Hoch- zum Spätmittelalter sein.

#### Literatur:

- W. Gaitzsch, Eine zweiteilige Kandare des späten Mittelalters aus Königshoven. Archäologie im Rheinland 1987 (1988) 131 ff.  
W. Gaitzsch, Ein westeuropäisches Pferdegeschirr des späten 13. Jh. aus Pergamon. Istanbul Mitteilungen 37, 1987, 219 ff.

**Dr. Uwe Gross**  
Ringstraße 25  
6900 Heidelberg

# Schloß Dallau, Gemeinde Elztal

Ein Zwischenbericht

Ute Fahrbach/ Christine Wieczorek



■ 1 Ansicht des Palas vor der Sanierung.

In Elztal-Dallau im Neckar-Odenwald-Kreis nahe der Kreisstadt Mosbach steht das Dallauer Schloß (Abb. 1). Es handelt sich um den Palas, also das Wohngebäude, einer sonst abgegangenen Burg, der zur Zeit saniert wird. Wegen der außerordentlich interessanten archäologischen und bauhistorischen Befunde wollen wir über den jetzigen Kenntnisstand kurz berichten. Die Untersuchungen und ihre Auswertung dauern noch an.

Die Denkmalpflege beschäftigt sich mit dem Gebäude seit 1974. Im Bereich des Burghofes und der ursprünglich angeschlossenen Toranlage plante die Raiffeisenbank Elztal einen inzwischen errichteten Neubau, der eine archäologische Grabung im Jahr 1976 notwendig machte. 1977 ließ das Landesdenkmalamt eine Bauaufnahme erstellen. 1985 erarbeitete man Pläne und Kostenvorschläge. 1990/91 wurden Grabungen im Keller und in unmittelbarer Umgebung des Palas vorgenommen.

## Die Siedlung vor dem ersten Burgbau

Die Befunde, d. h. Gebäudereste und Bodenschichten, waren übera-

schend gut erhalten, kaum gestört durch moderne Bodeneingriffe. Neben zahlreichen Mauern fanden sich als älteste Hinweise einer Besiedlung Reste einer in Holzbauweise errichteten früh- und hochmittelalterlichen Siedlung (Abb. 2). Leider war der ergrabene Ausschnitt zu klein, um Hausgrundrisse oder Hofstrukturen erkennen zu können. Da keine Nutzungshorizonte mehr vorhanden waren, ist eine Periodisierung der Befunde nicht möglich. Über das Fundmaterial läßt sich die Gründung der Siedlung auf das Ende des siebten oder Anfang des achten Jahrhunderts festlegen. Im Jahr 772 wurde sie zum ersten Mal schriftlich erwähnt.

Das Spektrum des fast ausschließlich keramischen Fundmaterials ist breit gefächert. Neben zahlreich vorhandenen Scherben der älteren gelbtonigen Drehscheibenware ist auch die Glimmerware des Vorspessarraumes gut vertreten. Ebenso kommen Wölbwandtöpfe der rauhwandigen Drehscheibenware sowie Fragmente lokaler, nachgedrehter Keramik im Geschirrinventar der Siedlung vor. Erwähnenswert sind einige wenige Scherben von Pingsdorf-Imitationen und rotbemalter Feinware. Die jün-

ste Keramik im Fundgut der Siedlung gehört der jüngeren Drehscheibenware an, die ab Ende des 12. Jahrhunderts hergestellt wird.

## Die erste Burg, eine Turmburg

In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich sogar erst um 1300, wurde die Siedlung an dieser Stelle planiert, um Platz für den Neubau einer Burg zu schaffen. Der Standort wurde für die Nachfolgebauten beibehalten. Kurz nach der Planierung wurde die erste Burg von einem namentlich nicht zu fassenden Geschlecht, das vermutlich dem Niederadel angehörte, errichtet. Es handelte sich dabei um einen fast quadratischen Wohnturm, umgeben von einer annähernd rechteckigen Ringmauer (Abb. 4). Zu dieser ersten Burganlage gehörte ein schon während der Grabung 1990 angeschnittener Turm in der Ostecke des Burghofes, der 1991 vollständig freigelegt wurde (Abb. 3). Nach Abbruch einer modernen Scheune vor Beginn der archäologischen Untersuchung kamen überraschenderweise Reste seines aufgehenden Mauerwerkes zutage, teilweise noch mit Innenputz



■ 2 Überblick über den westlichen Teil der im Jahr 1976 ergrabenen Fläche; Torbereich mit Ring- und Zwingermauer sowie Ecktürmen. Im Vordergrund die Negativformen der Siedlungsbefunde.

versehen. Recht gut erhalten hat sich in seinem Innern ein Kalkestrich. Ein weiterer Turm wurde im heutigen westlichen Keller des Palas ergraben. Teile seines aufgehenden Mauerwerks mit einer vermauerten Schießscharte sind heute noch in der Südecke des Kellers zu sehen. Es wird sich hierbei um einen Treppenturm handeln, der zum Wehrgang führte. Zu letzterem könnten einige Stützpfeiler gehören, die an mehreren Stellen entlang der Ringmauer in Resten erfaßt wurden. Umgeben war die Burg von einem Graben. Ob dieser mit Wasser gefüllt war, ist archäologisch nicht nachzuweisen. Vermutlich konnte man über eine Zugbrücke in die Anlage gelangen, doch ist es durch die leider sehr unklare Stratiographie im Eingangsbereich nicht möglich, dieser Periode ein Tor zuzuordnen.

Urkundlich erwähnt wurde die Burg im Jahr 1336 zum ersten Mal als „Veste Talheim“ der Herren von Heinriet. Im Jahr 1356 zerstörte der Mainzer Erzbischof Gerlach die Anlage, da die Burgherren als Raubritter ihr Unwesen trieben. Erst 15 Jahre später, nach dem Tode des Erzbischofs, konnte der Platz wieder bebaut werden.

### Die zweite Burg

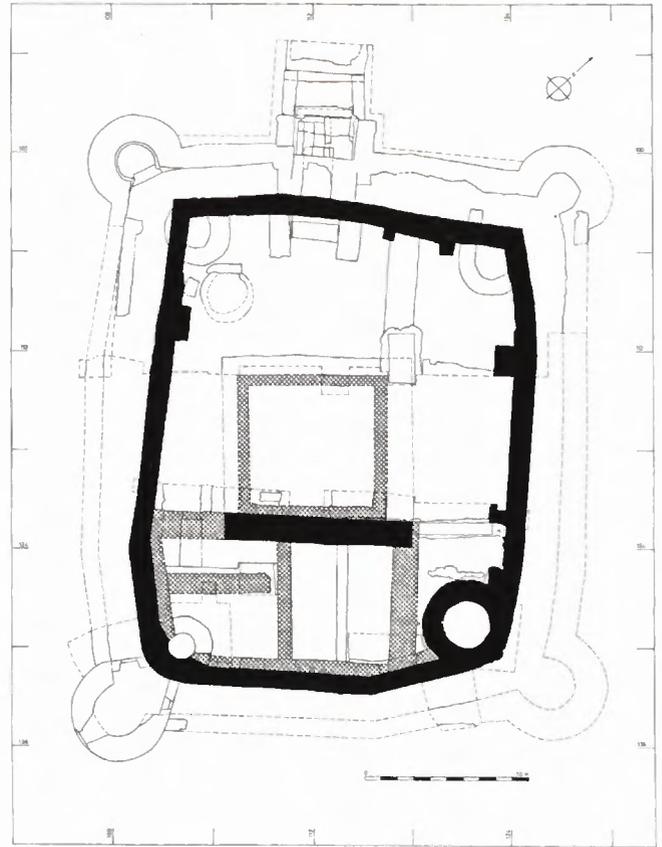
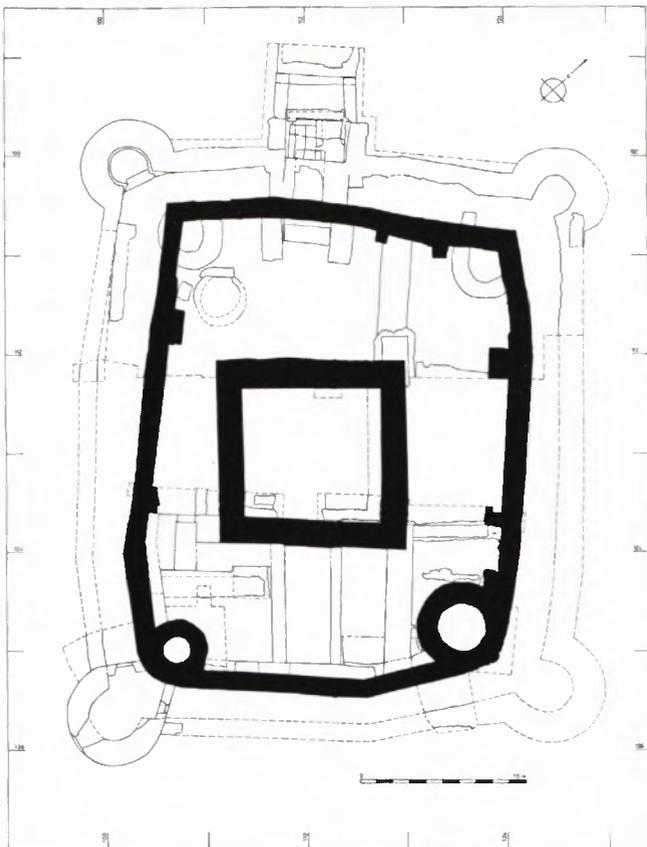
Im Jahr 1376 wurde erneut eine Burg urkundlich erwähnt, die sich immer

noch im Besitz der Familie von Heinriet befand. Die Grabungsergebnisse zeigen, daß der Wohnturm der ersten Burg fast vollständig abgetragen wurde. An seiner Stelle, etwas verschoben und in die ältere Ringmauer und den Südurm hinein erweitert, errichtete man ein größeres, langrechteckiges Gebäude, das wohl als Palas anzusehen ist (Abb. 5). Zu diesem Gebäude gehörte ein großer Anbau (Abb. 7), der ebenfalls Teile des Wohnturms als Fundamente nutzte. Die Funktion dieses Anbaus ist unklar, vielleicht handelte es sich um ein Wirtschaftsgebäude. Der Osturm der ersten Burg wurde in dieser Periode weiterverwendet. Dagegen brach man den Südurm zum größten Teil bis auf die Fundamente ab (Abb. 8), der Rest wurde für den neuen Palas benutzt. Leider war bei den Grabungen, wie schon in der vorhergehenden Periode, der Torbereich nicht deutlich zu fassen. Nicht auszuschließen ist, daß einer der archäologisch nur schwer faßbaren Tortürme in dieser Periode schon bestand.

Aus bisher unbekanntem Anlaß wurde die zweite Burg kurz nach ihrem Bau zum Teil zerstört. Schwere Schäden mußte die Nordwestwand des Palas hinnehmen. Vollständig abgebrochen und danach nicht wieder aufgebaut wurde der große Anbau. Übrig blieben vermutlich nur die Ringmauer und Teile des Palas. In die-

■ 3 Der Osturm der 1. Burg mit erhaltenem Kalkestrich.

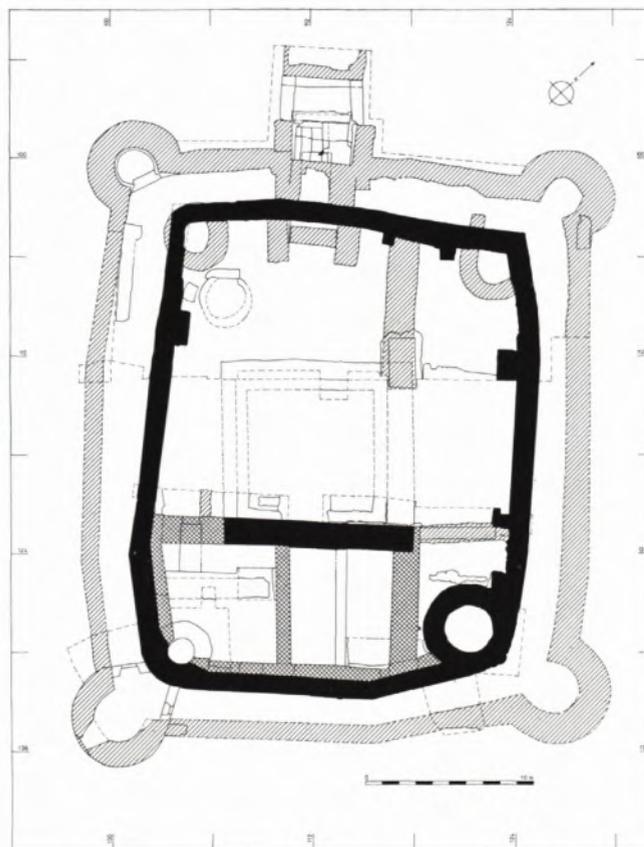




sem Zustand kaufte der Deutsche Orden die Burg im Jahr 1416.

### Die dritte Burg, eine Wasserburg

Mit dem beginnenden 15. Jahrhundert werden unsere Kenntnisse über die Burg zahlreicher. Die archivalischen Quellen sind nun ausführlicher. In der Burg residierte ein Amtmann, der direkt dem Hoch- und Deutschmeister unterstellt war. In Dallau gab es keine Kommende. Die Burg diente der Kontrolle und Verwaltung des Elztals, in dem der Deutsche Orden seit dem frühen 15. Jahrhundert zusammen mit Kurpfalz die Herrschaft innehatte. Durch Grabungen und Bauforschung können unsere Fragen nach den damaligen Veränderungen im Palas und im gesamten Burgbereich erhellt werden. Spätestens in dieser Periode muß der zweite Mauerring als Zwingermauer mit vier Ecktürmen hinzugekommen sein (Abb. 6). Die in Form von Dreiviertelkreisen gemauerten Türme waren zum Burginneren hin wohl nur durch Fachwerkwände geschlossen. Der Graben wurde vor die äußere Ringmauer verlegt, der spätestens seit dieser Zeit mit Wasser gefüllt war. Archäologisch nicht erfaßt werden konnte bis heute eine äußere Begrenzungsmauer des Grabens, die sehr wahrscheinlich vorhanden war. Ein Torhaus bestand zu dieser Zeit schon,



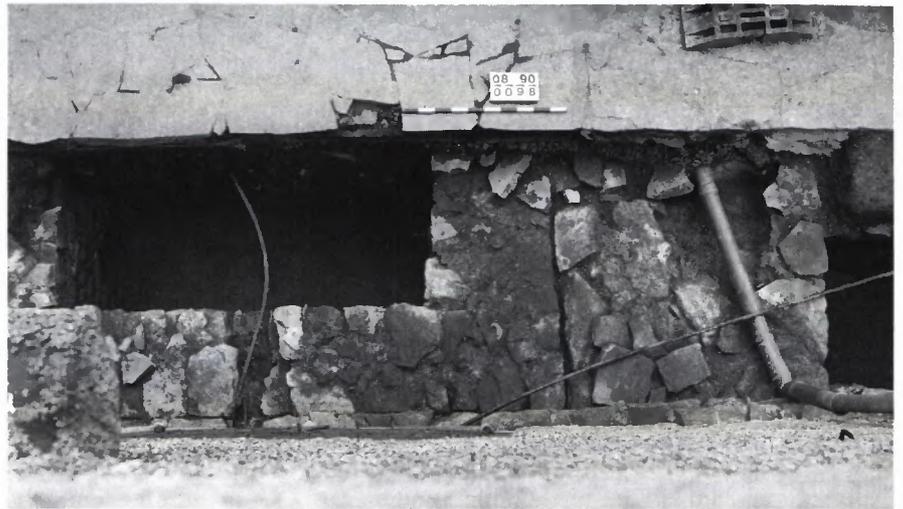
■ 4 Grundriß der 1. Burg mit quadratischem Wohnturm und der nahezu rechteckig umlaufenden Ringmauer, größtenteils vor 1356.

■ 5 Grundriß der 2. Burg mit langrechteckigem Palas im Südwesten und dem davorliegenden großen Anbau, nach 1376.

■ 6 Grundriß der 3. Burg, eine von zwei Mauern umgebene Anlage mit Torgebäude und Bauten im Hof.

- Periode 1
- Periode 2
- Periode 3

■ 7 Blick aus einem Fenster des Palas auf den Anbau der 2. Burg, rechts daneben Fundamente des Wohnturmes der 1. Burg.



■ 8 Fundamente des Südturmes der 1. Burg mit vermauerter Schießscharte im noch vorhandenen aufgehenden Mauerwerk des heutigen westlichen Kellers, darauf gebaut die Mauern des Palas der 2. Burg.



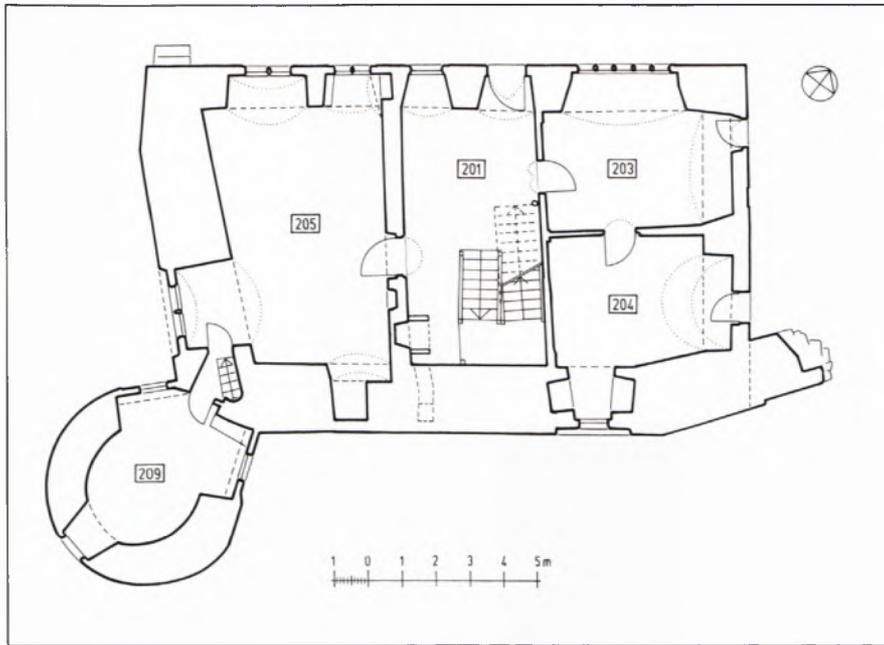
nur sind dessen Form und Größe nicht bekannt.

Durch bereits im Mittelalter mehrfach vorgenommene Planierungen im Hof ist es zum Teil sehr schwer, mehrere Mauerbefunde an dieser Stelle sicher einer Periode zuzuordnen. Ziemlich wahrscheinlich ist jedoch, daß gleich zu Beginn der dritten Burgranlage ein Anbau an die Ostseite des Palas gesetzt wurde. Er diente vermutlich als Küchentrakt. Der in Resten noch vorhandene ältere Turm wurde nun als Treppenturm in diesem Gebäude genutzt. Dieselbe Situation fand sich in der Nordecke des Burghofes. Dort befindet sich ein Turm, der keiner Periode sicher zugeordnet werden kann. Im Verlauf des dritten Burgbaus

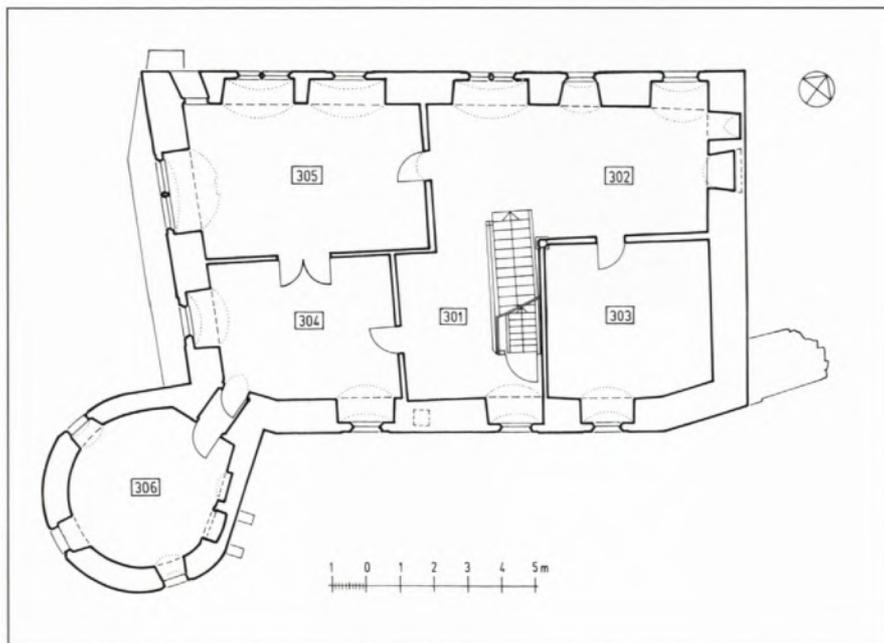
wird in dieser Ecke ein Gebäude errichtet, wobei der Turm weiter bestehen blieb.

Während die Außenwände des Palas zum größten Teil aus der Zeit vor dem 15. Jahrhundert stammen, konnte durch dendrochronologische Untersuchungen die älteste Fachwerkwand im Innern auf das Jahr 1438 datiert werden. Es handelt sich um die Flurwand im ersten Obergeschoß (Abb. 9). Der Dachstuhl stammt aus dem Jahr 1451, ebenfalls dendrochronologisch bestimmt. Von geringen Störungen abgesehen ist der Bestand dieser Zeit erhalten.

Die derzeit noch laufende restauratorische Befunduntersuchung stellt für



■ 9 Grundriß des 1. Obergeschosses mit Raumziffern.



■ 10 Grundriß des zweiten Obergeschosses mit Raumziffern.

die Zeit von 1438 farbig bemaltes Fachwerk und aufgemalte Werksteine fest. Allerdings werden nur Putzflächen untersucht, die durch spätere Störungen bereits Öffnungen aufweisen. Neue Sondagen bis zu den Putzschichten des 15. Jahrhunderts werden nicht vorgenommen, da viele qualitätvolle Fassungen späterer Zeit darüberliegen. Unsere Erkenntnisse werden in dieser Hinsicht lückenhaft bleiben.

Da das Begehungsniveau im Außenbereich spätestens seit 1500 nicht mehr verändert wurde, waren kaum Befunde und Funde aus der Zeit danach erhalten. Das Fundmaterial aus der Burgzeit besteht neben sehr wenig Glas und Metall hauptsächlich aus

Keramik. Es handelt sich dabei größtenteils um Gebrauchskeramik, doch sind auch so herausragende Stücke wie das schon 1976 gefundene Fragment eines Aquamaniles in Pferdegestalt sowie ein großes, tönernes Horn dabei. Die Ofenkeramik weist neben zahlreichen Schüssel- und wenigen Becherkacheln einige besondere Stücke auf. So kamen einige mit figürlichen und pflanzlichen Ornamenten verzierte Fragmente gotischer Nischenkacheln zutage. Erwähnenswert sind zwei Silbermünzen aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie eine Bronzemünze, welche aus der Baugrube des Südturmes der ersten Burg stammt. Bei letzterer handelt es sich um ein für unseren Raum nicht übliches Stück: Es ist ein „stummer Brak-

teat“ (freundliche Mitteilung von Dr. Martin, Landesmuseum Karlsruhe) aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, geprägt in einer unbekanntem Niederlausitzer Münzstätte. Auf welchem Weg er nach Dallau gelangte, ist nicht bekannt.

## Der Bauernkrieg

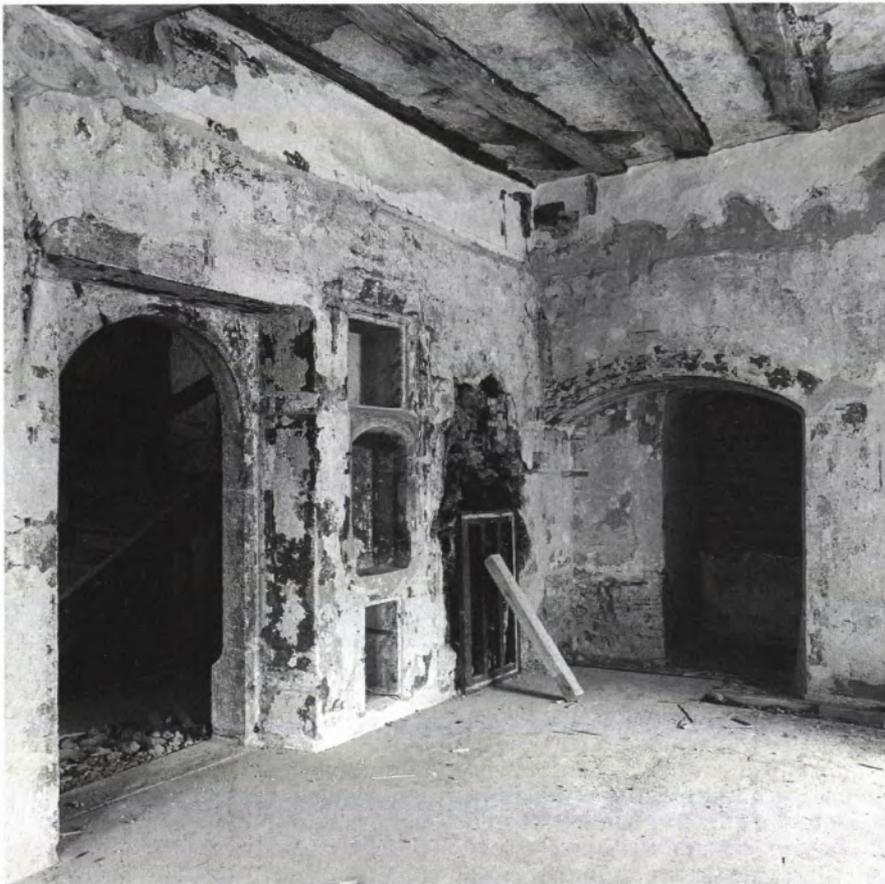
1525 eroberten aufständische Bauern die Burg. Archäologisch sind die Zerstörungen dieser Zeit schwer faßbar. Der Westturm und die daran anschließende nordwestlich verlaufende äußere Ringmauer bis hin zum Tor wurden wohl so beschädigt, daß sie beinahe bis auf ihre Fundamente abgebrochen und neu erbaut werden mußten.

Auch der Palas wurde beschädigt, denn 1529 und 1530 erfolgte ein großer Umbau, was aus drei Bauinschriften hervorgeht. Im Flur des ersten Obergeschosses fand man bei der jetzigen Sanierung in der Südecke eine vermauerte Kaminöffnung, deren dazugehöriger Sims die Jahreszahl 1529 trägt. Interessant ist die Geschichte seiner Entdeckung. Der Kamin ist in der Ortsgeschichte von Bruno König aus dem Jahr 1974 erwähnt. Damals wurde der Kaminsims ausgebaut und restauriert. Er sollte „zu gegebener Zeit einen neuen würdigen Platz erhalten“ – eine Formulierung die auf den damaligen Zustand des Schlosses schließen läßt. Bei den Untersuchungen entdeckte der Restaurator die vermauerte Nische, logischerweise ohne den dazugehörenden Sims. Auf Nachfragen in Dallau erntete er nur Kopfschütteln. Im Keller des Rathauses fand er ihn unversehrt, innerhalb von weniger als 20 Jahren völlig vergessen.

Die Jahreszahl 1530 ist am Sturz eines Fensters im ersten Obergeschoß an

■ 11 Rundbogentür von 1530 in der nordöstlichen Giebelwand.

■ 12 Blick in Raum 205 auf die Wand im Bereich der Eingangstür mit Lavabo und Sitznische.



der Südostfassade eingemeißelt. In gleicher Manier findet sich das Datum im Scheitel einer rundbogigen Tür in der nordöstlichen Giebelwand (Abb. 11). Diese Tür stellte die Verbindung zwischen Anbau und Palas her.

Der Zeit nach 1530 lassen sich die ergrabenen Reste eines Kammertores im Bereich der Toranlage zuordnen. Seine nach außen gerichtete Torwangen haben Buckelquader als Eckverzierung und gehören stilistisch in die Renaissance.

### Die dritte Ausmalung des Palas nach 1530

Ungewöhnlich reich ist die dekorative Ausmalung seit 1529/30. Die früheste Raumfassung, die sich in allen Räumen des Palas nachweisen läßt, ist die dritte Fassung nach 1530.

Im ersten Obergeschoß wurden der Flur und die Räume 203 und 204 einheitlich ausgemalt. Die Balken des Sichtfachwerks waren rotviolett gestrichen und hatten auf den Putzfeldern schwarze oder mennigerote Beistriche, die diagonal wechselten. Diese Farbgebung setzte sich im Treppenhaus bis ins zweite Obergeschoß fort. Dort entfiel aber die mennigerote Bänderung zugunsten einer schwarzen. Auf der Verbretterung der Treppe ins Dachgeschoß war eine Fachwerkimitation gleicher Farbe aufgemalt. Die Räume 302, 303 und 304 hatten ebenfalls rotviolette Balken, nun mit durchgezogenem, schwarzem Begleitstrich.

Doch zurück ins erste Obergeschoß. Raum 205 ist der größte im Gebäude und als einziger nur von gemauerten Wänden umgeben. Er war vom Flur aus zu beheizen und hatte neben dem Ofen eine Sitznische und ein in die Wand eingelassenes Lavabo, ein Handwaschbecken, mit je einer Nische oben und unten für den Wasserbehälter und Utensilien (Abb. 12). Entsprechend aufwendig war die Ausmalung dieses Raumes. Seine Ecken waren durch aufgemalte, graue Quader betont. Mit der gleichen Werksteinimitation waren das Lavabo und die Sitznische umgeben, deren Bank leider abgeschlagen ist. Auf die Stürze der stichbogigen Fenster waren Inkrustationen imitiert. Dargestellt wurde schwarz-weiß-orangeres marmoriertes Gestein. Die Fenstergewände waren grau gestrichen und farblich auf den Putz verbreitert. Dazu kam ein schwarzer Konturstrich. Abdrücke im heute noch vorhandenen Putz lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß die Decke mit Holz getäfelt war. Unterhalb des Deckentäfers verlief ein Streifen in rotvioletter Farbe, ent-

sprechend dem Fachwerk in den anderen Räumen. Auch dieser imitierte Fachwerkbalken hat Beistriche in Mennige und Schwarz. Alle Räume im Palas hatten zu dieser Zeit einen Estrich aus Kalkmörtel. Offen ist die Frage, welche Funktion Raum 205 hatte. Möglicherweise handelte es sich um die Burgkapelle.

Das Erkerzimmer 305 im zweiten Obergeschoß (Abb. 10) wird im Volksmund „Rittersaal“ genannt. Die Innenwände aus Fachwerk und die Decke waren getäfer. Erhalten sind die breiten, stumpf gesetzten Bretter ohne Deckleisten an der Wand zum Flur und an der gesamten Decke. Interessanterweise ist das Täfer grau gefaßt, es sollte Stein imitiert werden. Die Dekoration der Mauerwände ist mit Raum 205 zu vergleichen. Gemalte Quader in grauer Farbe betonen die Ecken. Besonderen Schmuck erhielten die Fenster: Sie waren von gemalten, grau gefaßten Pilastern (Abb. 13) umgeben und von Rundgiebeln überfangen. Pilaster und Giebel hatten aufgemalte Felder, die mit verschiedenen geometrischen und vegetabilischen Mustern in schwarzer Farbe geziert waren. Leider wurde der Erker an der Südwestfassade abgebrochen. Von ihm ist nur noch das Gewände im Innenraum erhalten.

Der Deutsche Orden benutzte das Gebäude bis 1668. Eine erstaunliche Fülle von Farbfassungen findet sich für die gesamte Zeit im Gebäude. Die Befunduntersuchungen bringen ständig neue Aufschlüsse über die Baugeschichte, die in ihrer Fülle hier nicht dargestellt werden können. Die vollständige Auswertung steht noch aus, ebenso die Einbindung der archivalischen Forschungen. Unbekannt ist z. B., wann der Keller verändert wurde. Die heutige Aufteilung des Kellers stammt jedenfalls nicht aus dem Mittelalter. Bei der Grabungskampagne von 1991 fand sich im westlichen Keller eine parallel zur Längsachse des Gebäudes verlaufende Mauer. Sie könnte ursprünglich den wohl flachgedeckten Keller unterteilt haben. Sie wurde vermutlich gegen Ende des Mittelalters abgebrochen. Wie der frühneuzeitliche Keller ausgesehen hat, ist nicht bekannt.

## Die kurpfälzische Zeit

Im Elztal bestand Kondominat (Doppelherrschaft) von Kurpfalz und Deutschem Orden, was im 16. und 17. Jahrhundert zu ständigen Konflikten führte. Schließlich geriet das Dallauer Schloß, wie die Burg seit dem 16. Jahrhundert genannt wird, im Jahr 1668 durch Tausch an Kurpfalz. Das Inventar, das anlässlich des Besitzerwechsels

erstellt wurde, gibt recht genauen Aufschluß über Nutzung und Aussehen der ehemaligen Burg. Vor allem auf dieser Grundlage hat Franz Meszmer im Jahr 1974 die Rekonstruktion der Gesamtanlage versucht (Abb. 14). Seine Arbeit ist besonders hinsichtlich der Vorburg und ihrer Wirtschaftsgebäude interessant. Da dieses Gelände heute bebaut ist, kann es archäologisch nicht untersucht werden. Die Vorburg lag etwas nördlich des Schlosses direkt an der Elz. Ihre zahlreichen Scheunen und Ställe waren von einem eigenen Torturm und einer Umfassungsmauer mit Wassergraben geschützt. Archäologisch läßt sich feststellen, daß die Konzeption der Gesamtanlage seit dem Mittelalter bis zum Inventar von 1668 in den wesentlichen Teilen nicht mehr verändert worden ist.

Über die kurpfälzische Zeit ist sonst wenig bekannt. Im Gebäude wohnte nun der kurpfälzische Schultheiß und Landhauptmann, der der Kellerei Lohrbach untergeordnet war. Es ist nicht bekannt, wann genau die Nebengebäude der Burg, die Befestigungsmauern, die Gräben und die Vorburg aufgegeben wurden. Sehr wahrscheinlich geschah das im Laufe des 18. Jahrhunderts.

Bei der Grabung 1991 fanden sich auch einige Komplexe neuzeitlicher Keramik, unter anderem aus vermauerten Nischen im Palas. Besonders zu erwähnen sind zwei beinahe vollständig geborgene Henkeltöpfe mit Dek-

■ 13 Ansicht eines Details der Fensterummalung von Raum 305.



keln des 16./17. (?) Jahrhunderts, die im westlichen Keller eingegraben waren. Während ein Topf leer war, fand sich im anderen eine unbestimmbare Masse, deren Untersuchung leider kein Ergebnis brachte. Die schlanken Töpfe mit Innenglasur und umlaufenden Streifen im Hals- und Schulterbereich können wohl als Nachgeburtöpfe angesprochen werden, eine Fundgruppe, die in den letzten Jahren häufiger entdeckt wurde.

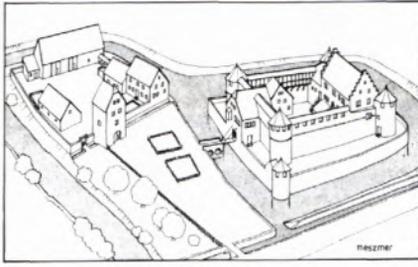
## Das Schloß nach 1801

Im Jahr 1801 verkaufte Kurpfalz das Schloß an einen Privatmann. Bis zum Verkauf an die Gemeinde Elztal im Jahr 1975 verblieb es in Privatbesitz. Große Veränderungen wurden in dieser Zeit glücklicherweise nicht vorgenommen, und es fehlte offensichtlich an den finanziellen Möglichkeiten, das Gebäude hochwertig auszustatten. Allerdings kam auch die Bauunterhaltung zu kurz. Nach 1801 wurde die Außentreppe, die vom Hof in das erste Obergeschoß führte, abgebrochen und nach innen verlegt. Aus dem letzten Jahrhundert stammt die Trennwand im zweiten Obergeschoß zwischen Flur und Raum 302, die jetzt wieder entfernt wird.

Mit dem Abbruch der äußeren Ringmauer an der Süd- und Ostseite des Palas wurde der Südturm, der als einziger vollständig erhalten blieb, durch Mauern an den Palas angeschlossen. Um die Geschoßhöhen anzugleichen wurden vermutlich neue Böden und Decken eingezogen. Den ehemaligen Wehrturm verwendete man zum Wohnen. Ein Schuppen wurde an der nördlichen Giebelwand angebaut. Als westliche Abschlußwand diente ein Stück der inneren Zwingermauer mit erhaltenem Spitzbogenfries, die wahrscheinlich nur durch diese Weiterverwendung dem Abbruch entging. Besonders glücklich ist der Umstand, daß weite Teile der Innenputze sowie Reste des Außenputzes erhalten blieben und auch bei der jetzigen Sanierung nicht entfernt werden. Die Nutzung als Repräsentations- und Versammlungshaus für die Gemeinde Elztal und ihre Vereine kommt dem denkmalpflegerischen Ziel des Substanzerhalts sehr entgegen.

## Die Instandsetzung

Bis 1988 trug sich die Gemeinde mit Verkaufsplänen. Um Grundlagen für eine Instandsetzung zu schaffen, ließ das Landesdenkmalamt 1977 eine erste Bauaufnahme anfertigen, wobei die neuzeitlichen Wand- und Deckenverkleidungen noch nicht abgenommen werden konnten; eine restauratorische Voruntersuchung lag zu dieser Zeit ebenfalls nicht vor. Aufgrund



■ 14 Versuch einer Rekonstruktion der Anlage im Jahr 1668 von Franz Meszmer, rechts die Burg, links die Vorburg.

mündlicher Überlieferung ging man davon aus, daß der Dachstuhl im letzten Jahrhundert abgebrannt und ersetzt worden war. Die vorläufige Planung und Kostenschätzung der Baumaßnahme führte dazu, daß das Objekt in das Denkmalnutzungsprogramm aufgenommen wurde.

Die Arbeiten konnten erst 1989 mit der bauhistorischen und restauratorischen Befunduntersuchung begonnen werden. Zugleich wurden ältere Grabungen im Rahmen einer Tübinger Magisterarbeit aufgearbeitet. Dadurch wurde die außerordentliche Wertigkeit der Anlage deutlich. Aus diesen Gründen kam das ursprüngliche Nutzungskonzept nicht zur Ausführung. Die Bauaufnahme wurde ergänzt und in Teilen neu angefertigt. Der Dachstuhl wurde untersucht und dendrochronologisch auf das Jahr 1451 datiert, woraus sich ein weiteres Argument ergab, ihn zu erhalten. Auch unter diesen Gesichtspunkten ist das Dallauer Schloß ein Beispiel für den Umgang mit historischen Bauten: Sorgfältige Untersuchungen müssen vor allen anderen Planungen erstellt werden.

Weshalb ist die Bauausführung beispielhaft? Zunächst steht der Bauherr hinter der denkmalverträglichen Sanierung. Besonders lobenswert ist die Öffentlichkeitsarbeit aller Beteiligten. In einem „Tag der offenen Tür“ wurden der Bevölkerung die neuesten Untersuchungsergebnisse vorgestellt. Die Veranstaltung war bestens besucht, und die Elztaler stehen nun zu „ihrem“ Schloß.

Besondere Wege wurden zum Teil in der Bauausführung genommen. Den Auftrag für die Planung erhielten die Architekten, die auch die bauhistorische Untersuchung vorgenommen hatten. Sie sind die Kenner des Gebäudes und hatten die Möglichkeit, ihre Forschungen fortzuschreiben. Die Bauleitung vor Ort übernahm das Bauamt der Gemeinde. Als „Handlinger“ für den Restaurator wurden Schüler und Studenten aus der Ge-

meinde in den Sommerferien eingestellt. Die Gemeinde selbst kümmerte sich um die Beschaffung alter Handstrichbiber von Abbrüchen aus der Umgegend. 1991 bewilligte die Denkmalstiftung des Landes Baden-Württemberg einen weiteren Zuschuß, der die Finanzierung sicherte.

Denkmalpflegerisch problematisch war zunächst die Frage, welche Teile der Bausubstanz entfernt werden könnten. Da das Schloß spätestens seit der Privatisierung im Jahr 1801 ausschließlich nutzungsbedingte, hauptsächlich den Bestand mindernde Veränderungen erfahren hatte, wurden bei der jetzigen Sanierung nur Ausstattungen, Putze und Anstriche des 19. und 20. Jahrhunderts entfernt. Alles was älter ist, blieb erhalten, sofern das bautechnisch möglich war. So waren durch Wasserschäden Reparaturen an Hölzern und Mauerteilen unumgänglich. Weiter wurden die Ganzglasfenster entfernt und durch neue Verbundfenster ersetzt. Das Aussehen älterer Fenster ist nicht überliefert, und so konnten die Architekten ihr Geschick bei der Neugestaltung der verschiedenformatigen Fensteröffnungen zeigen. Der Zementputz am Außenbau konnte abgeschlagen werden, ohne die darunter noch vorhandenen Reste von Altputz zu zerstören.

Das bedeutet nicht, daß grundsätzlich alles, was aus unserem und dem letzten Jahrhundert stammt, entfernt wurde. Erhalten blieben z. B. die Fenster im Turm, die als einzige nicht durch Ganzglasscheiben ersetzt worden waren. Überall gibt es große Putzflächen, die völlig unberührt bleiben und nicht einmal durch Sondagen des Restaurators untersucht werden. Diesen Schichten soll die Eigenspannung unangetastet belassen werden, da dies der beste Schutz vor Schädigung ist.

Nicht geringe Probleme bereitet die statische Sicherung des Gebäudes. Die nordöstliche Giebelwand neigt sich nach außen, die nordwestliche Traufseite hat sich von den Giebelseiten gelöst, der Turm neigt sich nach Süden und seine jüngeren Verbindungswände zum Palas sind äußerst labil. Stützende Funktion für den Nordostgiebel hat ein Neubau davor, der den Schuppen ersetzt. Der Anbau wurde eigentlich zur Aufnahme von Technik- und Naßräumen errichtet, die ohne Zerstörung der Putzschichten im Palas nicht hätten untergebracht werden können. Offen liegende Zuganker im Dachstuhl sichern den Nordostgiebel zusätzlich. Über die Sicherung der Nordwestwand und des Turmes wird derzeit noch nachgedacht.

Die Beheizung soll im Keller durch eine Fußbodenheizung, sonst durch eine Fußleistenheizung erfolgen. Eine Gastherme wird in den Dachstuhl gestellt, der sonst ungenutzt bleibt. Nur ungenutzt kann der Dachstuhl von 1451 überhaupt erhalten bleiben, denn ein Ausbau und die damit verbundene doppelte Biberdeckung ist statisch nicht möglich.

Die Elektroinstallation wird über die Bodenleisten und bereits gestörte Wandbereiche, wie alte Schlitze, Fugen usw. geführt. Sie muß so hinter Neubauansprüchen zurückbleiben. Die Architekten werden durch mobile Leuchten, Leitungen im Fußboden und durch die Decken Lösungen finden, die den Ansprüchen gerecht werden.

Die Gemeinde wünscht, daß zumindest einige der Innenräume in historischer Gestaltung gezeigt werden. Da die Freilegung einer bestimmten Malschicht die Zerstörung ebenso wertvoller, jüngerer Schichten verursachen würde, muß sie unterbleiben. Entsprechend den finanziellen Möglichkeiten wird man einen Teil der Räume nach Befund über den gesicherten und abgedeckten Altputzen neu ausmalen. Hier bietet sich besonders die beschriebene dritte Ausmalung nach den Jahren 1529/30 an, da sie in allen Räumen nachweisbar und der Grundriß dieser Zeit erhalten ist. Außerdem sind feste Innenausstattungen aus dieser Bauphase erhalten, so Kamin, Sitznische und Lavabo im ersten und Wand- und Deckentäfer im Erkerzimmer des zweiten Obergeschosses.

#### Literatur:

- Bruno König: Dallau im Elztal, 1200 Jahre, Ortsgeschichte 772–1972, Gemeinde Elztal-Dallau 1974.  
Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg, Der Neckar-Odenwald-Kreis, Sigmaringen 1992, Band I, S. 717–755.  
Franz Meszmer: Rekonstruktion von Dorf und Schloß Dallau, in: Bruno König, Dallau im Elztal, 1974, S. 333–354.  
Christine Wieczorek: Die Wasserburg Elztal-Dallau, Neckar-Odenwald-Kreis, masch. schr. Magisterarbeit, Tübingen 1990.

#### Ute Fahrbach

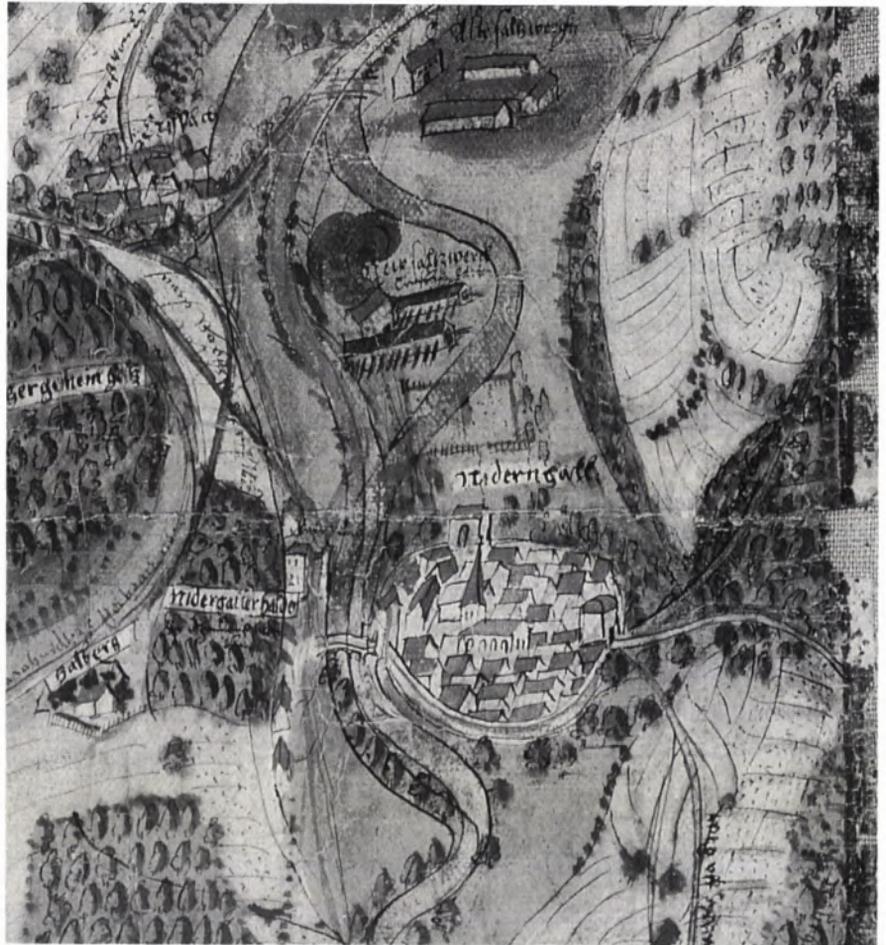
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Durmersheimer Str. 55  
7500 Karlsruhe 21

#### Christine Wieczorek

Universität Tübingen  
Institut für Vor- und Frühgeschichte  
Schloß  
7400 Tübingen

# Das „New Salzwerck“ zu Criesbach bei Ingelfingen, Hohenlohekreis

Susanne Arnold



■ 1 Das Kochertal bei Criesbach mit dem Salzwerk. Ausschnitt aus der Karte (1607) des Michael Hospinus (\* Straßburg 1656, † Weikersheim 1618, Kartograph in hoheloheschen Diensten 1589–1607). Vorlage: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein.

Im Frühjahr 1992 konnten nahe Criesbach im Kochertal zwischen Ingelfingen und Niedernhall im Rahmen einer Notgrabung die Reste einer Saline (aus der Zeit um 1600) aufgedeckt werden. In späterer Zeit wurde an dieser Stelle ein gräfliches Gartenhaus errichtet. Die Untersuchung wurde dank der frühzeitigen Benachrichtigung durch die Gemeinde Ingelfingen weit im Vorfeld der dort geplanten Industriebauung möglich. Der für die Salzgewinnung in Kochertal aufschlußreiche Befund sei hier kurz vorgestellt.

## Das Salinenwesen im mittleren Kochertal

Im Zusammenhang mit seinen Forschungen zum Salinenwesen in Baden-Württemberg hat sich Carlé auch mit der Geschichte der Salzgewinnung im mittleren Kochertal beschäftigt. Die folgenden Ausführungen geben im wesentlichen seine Ergebnisse wieder.

Im Jahr 1037 ist in Niedernhall erstmals Salzgewinnung bezeugt. Daß dieser Produktionszweig bereits in früherer Zeit bestanden haben muß, beweist allein schon der Ortsname.

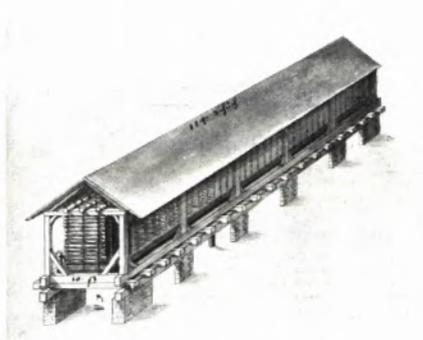
Da Salzgewinnung und Salzhandel

von jeher eine bedeutende Einnahmequelle darstellten, war man an den Besitzrechten um diese Salzgewinnungsanlagen stets interessiert. So gelang es zunächst dem Kloster Schöntal, sich hier Einfluß zu verschaffen. Es sah sich jedoch schnell bedroht durch die Grafen von Hohenlohe, die ebenfalls entschlossen waren, ihre Macht im südlichen Frankenland zu sichern und auszubauen. Den besten Ausweg aus dieser Situation sah das Kloster im Verkauf des Großteils seiner Rechte an den Erzbischof von Mainz.

Niedernhall erhielt 1356 die Stadtrechte, der Mauerbering war 1363 fertiggestellt. Bedingt durch die Lage am



■ 2 Das New Salzwerck zu Criesbach. Ausschnitt aus der Hospinschen Karte. Vorlage: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein.



■ 3 Skizze des Gradierwerkes der Saline Sulz/Neckar von Heinrich Schickhardt, 1595. Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart.



■ 4 Ausschnitt aus einer Karte von 1674 mit dem gräflichen Gartenhaus in Criesbach. Vorlage: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein.

jenseitigen Ufer des Kochers blieben die Solequelle und die dazugehörigen Salinenanlagen außerhalb der ummauerten Stadt. Leider war die besitzmäßige Aufsplitterung von Niedernhall mit Nachteilen verbunden, die durch das Desinteresse, das die beiden Stadtherren zeitweise der Salzgewinnung entgegenbrachten (die Mainzer verfügten nahe ihrer Hauptstadt über Solequellen, die Hohenloher hatten Siederechte in Schwäbisch Hall), einen wirtschaftlichen Aufschwung und Wohlstand verhinderten.

Eine Wende nahm diese Entwicklung zum Ende des 15. Jahrhunderts, als die Mainzer ihre Interessen im Kochertal zurücknahmen und die Hohenloher ihre Herrschaft nun systematisch ausbauen konnten.

Das 15. Jahrhundert sollte aber auch für die Technik der Salzgewinnung eine entscheidende Neuerung bringen. Seit der Vorzeit soll man die aus Brunnen zutage geförderte Sole in mehr oder minder großen Metallpfannen, bis sich das Salz niederschlug. Der Holzverbrauch, der zu diesem Vorgang notwendig war, war beträchtlich. Im Zuge der allgemeinen Holzverknappung gegen Ende des Mittelalters standen im 16. Jahrhundert viele Salzsiedereien still.

Einen ersten Hinweis auf eine neue Methode der Salzgewinnung könnte eine Nachricht aus dem Jahre 1589 enthalten. In diesem Jahr errichtete Hyronimus Karlin auf Criesbacher Gemarkung, kocheraufwärts von Niedernhall, ein Salzwerk. Der Standort sei so gewählt, um den Mainzer Zoll zu umgehen. Dieser Umstand allein war vielleicht nicht ausschlaggebend. Es ist noch überliefert, daß Karlin „sonderbare Hölzer“ billig erhalten sollte. 1592 hat er dann eine „Probe“ seiner Kunst gegeben, salzärmere Sole zu konzentrieren. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich hier um den Vorgang des Gradierens (die Hölzer könnten für das Anfertigen der Rahmen der „Scheidekästen“ sprechen). Auch das um Criesbach weitere Tal des Kochers eignet sich hierfür besser als der wesentlich engere Abschnitt bei Niedernhall.

Die Technik des Gradierens wurde erstmals 1569 in der thüringischen Saline Sulza erprobt, 1571 bediente man sich dieser Methode bereits im württembergischen Sulz am Neckar. Zu diesem Zweck erbaute man „Scheidekästen“, d. h. große Holzrahmen, in die Strohbüschel gehängt wurden. Die Sole ließ man mit Hilfe einer Pumpe entweder von oben direkt auf diese Gestelle tröpfeln oder es wurde „geleppert“, d. h. die Sole wurde mit

Wurfschaukeln gegen die Strohbüschel geschleudert. Beim Herunterrinnen der salzigen Flüssigkeit verdunstete Wasser und man erhielt eine konzentriertere Lösung. Karlin soll auf diese Weise eine Erhöhung des Salzgehaltes zunächst von vier auf acht Pfund, schließlich auf 20 Pfund pro Zentner Wasser erzielt haben.

Eine Urkunde von 1604 nennt eine neue Gruppe von Salzsiedern, die in den Dienst der Grafen von Hohenlohe eingetreten sind. Es handelt sich um Albrecht, Caspar und Hans Kreß und einige Gehilfen. Auch sie haben eine Saline betrieben, die allem Anschein nach ebenfalls in Criesbach gelegen war. Die Hospinsche Karte (Abb. 1), die wohl um 1607 gezeichnet wurde, weist zwei Salinen in Criesbach aus: Zum einen das „Alte Salzwerck“, jenseits des Ortes am linken Kocherufer gelegen und über eine Brücke zu erreichen, ferner das „New Salzwerck“ unmittelbar an der Gemarkungsgrenze zwischen Niedernhall und Criesbach. Letzteres dürfte der Kreßsche Betrieb gewesen sein. In ihm wurde die Sole aus Niedernhall, die mittels einer Deichelleitung (wie schriftlich überliefert) herans transportiert wurde, weiterverarbeitet. Der entsprechende Ausschnitt aus der Hospinschen Karte (Abb. 2) zeigt ein etwa parallel zum Kocher gerichtetes Gebäude, aus dem dicke Rauchwolken aufsteigen; es handelt sich um das Siedhaus. Im rechten Winkel dazu schließt sich im Westen und Osten je ein Gradierwerk an, das durch lange, schräggestellte Streben gekennzeichnet ist.

Eine zeitgenössische detailgetreue Skizze eines Gradierwerkes ist durch Heinrich Schickhardt überliefert (Abb. 3). Schickhardt war ab 1599 bis zu seinem Tod 1634 Hof- und Landesbaumeister des Herzogs von Württemberg und hat zahllose Skizzen und Beschreibungen von württembergischen Städten, aber auch von technischen Bauwerken und Einrichtungen wie Brücken, Festungen, Mühlen, Salinen etc. angefertigt. Die Saline in Sulz besuchte er 1595 und fertigte bei dieser Gelegenheit einige Zeichnungen der technischen Anlagen, so auch eines Gradierwerkes, an. Seiner Beschreibung zufolge gab es in Sulz sechs solcher Werke; jedes wies eine Länge von 114 Fuß (32,60 m) und eine Breite von zehn Fuß (2,70 m) auf.

Bereits 1608 tritt ein neuer Salzsieder in die Dienste des Hauses Hohenlohe. Man kann daraus vielleicht schließen, daß sich die vorherigen Besitzer durch den Bau von zwei Salinen (denn 1607 wurde eine weitere in Weißbach errichtet) übernommen

haben, zumal die neuen „Salzgewerken“ nicht mehr Pächter, sondern Angestellte ihres Dienstherrn waren.

Wie lange das neue Salzwerk zu Criesbach in Betrieb war, ist nicht überliefert. Spätestens 1612 wurde der Ort durch Graf Philipp Ernst von Hohenlohe umgenutzt, denn er ließ hier einen Garten mit Gartenhaus und Heeg anlegen. Zu der Zeit wird auch der erste Gärtner eingestellt. Im Rahmen einer Gesamtaufnahme der Grafschaft Langenburg wird die ehemalige Saline erwähnt, die jetzt ein Gewürz-, Gemüse- und Baumgarten ist. Dieser Betrieb war offensichtlich ebenfalls nicht rentabel, denn 1659 entschloß man sich bereits wieder, den Garten nicht weiter zu betreiben, da „die Verschickung des Gemüses nach Langenburg zu weitläufig sei“. Der letzte Gärtner wird 1660 entlassen.

In einer Karte von 1674 ist das „Gartenhaus“ eingezeichnet (Abb. 4). Es steht längs zum Kocher, die Giebelseite im

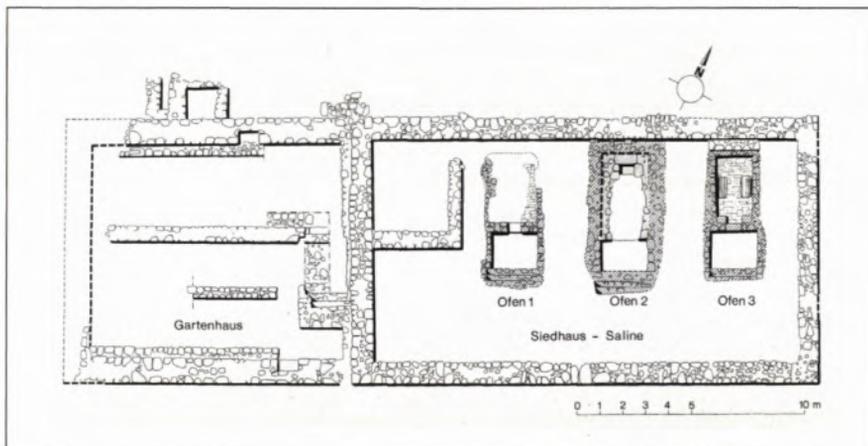
Westen zeigt eine Tür, die Südseite weist zwei Fenster auf. Nach Süden hin schließt sich ein von einer Hecke umgebener und von Wegen durchzogener Garten an. Eine genauere Beschreibung des Anwesens erfolgt im Jahre 1681 im Rahmen eines Bauprotokolls. Es handelte sich demnach um einen viereckigen Bau mit großem, nicht gewölbtem, einfach unterteiltem Keller. Das untere Stockwerk besteht aus einer Stube, einer Stubenkammer, einer Küche und einer weiteren Kammer, das zweite Stockwerk weist dieselben Räume auf, darüber liegt ein „Gipsboden“. Zu dem Komplex gehören ferner ein leerer Nebenbau, „worinnen vor diesem Salz gesotten werden seyn solle“, und ein „Anbäulein“ mit zwei Kammern. Des weiteren wird der Bau als „wohl aufgeführt, mit zimlichen Commoditæten versehen“ beschrieben, jedoch der schlechte Bauzustand beklagt, da Regen und Schnee ungehindert in das Gebäude gelangen könnten. Eine Reparatur erschien noch möglich, wurde jedoch nicht ausgeführt, denn

das Gartenhaus wird, nach einer weiteren Erwähnung seines schadhafte Zustandes im Jahr 1700, endgültig 1722, abgebrochen.

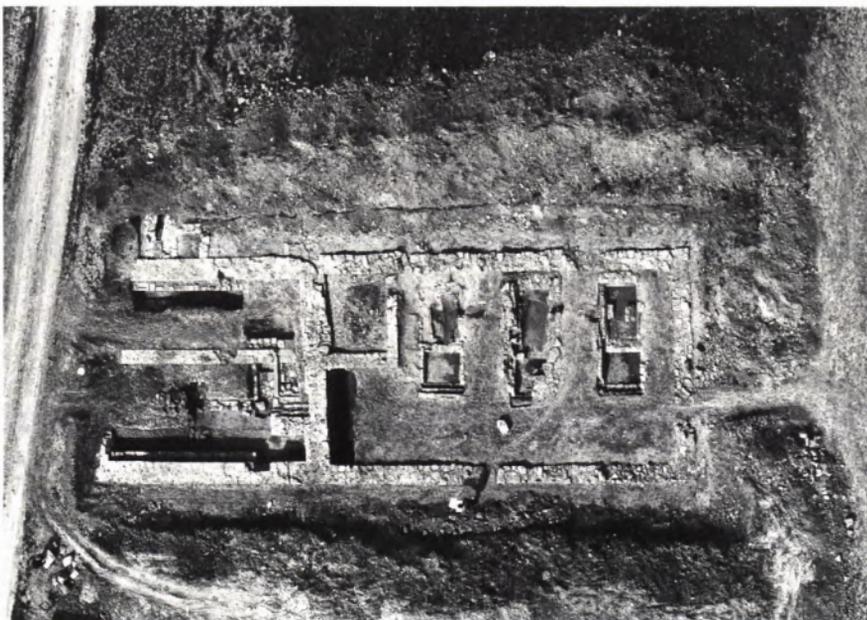
## Der archäologische Befund – das Siedhaus

Das Siedhaus erstreckt sich etwa in West-Ost-Richtung und mißt 20,55 m in der Länge und 11,80 m in der Breite. Das zweischalige Mauerwerk, ausschließlich in Muschelkalk, ist mit Bruchsteinen verfüllt, die Fundamente sind in den anstehenden sandigen Lehm gesetzt. Sicher wegen des feuchten, wenig tragfähigen Untergrundes wurde in der Westwand ein Entlastungsbogen angebracht. Im Nordwesten konnten die Reste eines Einbaus von ca. 5 x 4 m aufgedeckt werden, dessen Bestimmung jedoch unbekannt ist. Das ursprüngliche Laufniveau ist nicht mehr erhalten.

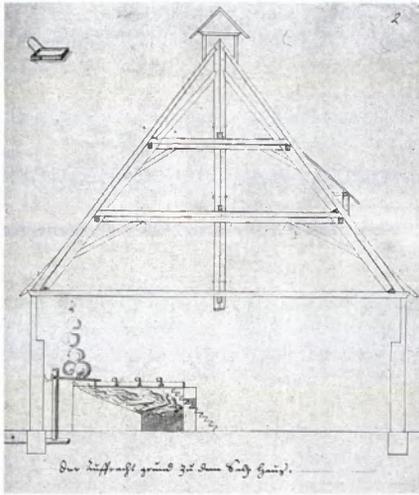
In den Boden des Siedhauses wurden drei Öfen eingetieft. Sie erstrecken



■ 5 Grabung Criesbach, Umzeichnung des Befundes. Rechts das Siedhaus mit den Öfen 1, 2 und 3; links die Fundamente des Gartenhauses.



■ 6 Blick auf die Grabung in Criesbach. Foto: O. Braasch, LDA; Nr. 6722/o15 B-02, SW 2094, 21; 10. 4.1992.



■ 7 Schnitt durch das Siedhaus der Saline Sulz/Neckar von H. Schickhardt, 1595. Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

sich entlang der Nordwand des Gebäudes, wobei der Bedienungsraum jeweils im Süden liegt.

Die Nordwand von Ofen 1 ist vollständig ausgebrochen, seine ursprünglichen Außenmaße belaufen sich auf etwa 6 x 2 m. Der Bedienungsraum (1 x 2 m) war an den Innenseiten verputzt, vom Zugang im Süden sind noch drei Treppenstufen erhalten. Der Niveauunterschied vom obersten Tritt zur Lauffläche beträgt 0,6 m.

Die Umfassungsmauern des Brennraumes sind großteils ausgebrochen, die Größe kann jedoch mit etwa 6 x 4 m angegeben werden. Ein Teil des Brennraumbodens, der ca. 0,1 m über dem Niveau des Bodens der Bedienungsgrube liegt, und des Gewölbeansatzes ist noch erhalten. Das Schnürloch weist eine Breite von 0,53 m auf.

Ofen 2 ist allem Anschein nach zweiphasig. Der Bedienungsraum mißt ca. 1,3 x 2 m, der Treppenabgang im Süden ist ausgebrochen, jedoch sind drei Stufen im Lehm noch als Negativabdruck erhalten. Die Trennwand zwischen Bedienungsgrube und Brennraum ist nicht mehr erhalten, ebensowenig dessen Boden. Die ursprüngliche Breite des Feuerungsraumes betrug etwa 2 m, bevor er auf ca. 1,1 m verengt wurde. Dieser Umbau könnte ofentechnisch bedingt sein, da durch den schmäleren Brennraum ein größerer Zug und somit größere Hitze entsteht. Als Besonderheit erhält dieser Ofen während dieser Umbauphase an seiner rückwärtigen Seite einen rechteckigen Rauchabzug von etwa 0,4 x 0,65 m.

Die dritte Ofenanlage wurde zunächst einmal umgebaut, bevor eine grundlegende Veränderung vorgenommen wurde. Die ursprüngliche Anlage wies einen 2,08 x 1,62 m großen Bedienungsraum auf, die Stufenkonstruktion ist im Süden z. T. noch im Negativ erhalten. Die Trennwand zum Brennraum wies in der Mitte eine Schüröffnung auf, die dazugehörige Sandsteinplatte ist stark abgenützt. Der Feuerungsraum mißt 3,2 x 1,8 m, der Boden ist mit Backsteinen belegt und überwölbt. Wie schon bei Ofen 2 wurde auch hier der Brennraum in späterer Zeit verkleinert. Das Gewölbe über der Feuerung erfuhr nachträglich im Westen und Osten eine Unterfangung dergestalt, daß Backsteine sorgfältig unter die Gewölbeansätze, exakt der Rundung folgend, geschichtet wurden. Auch hier spielten wohl eher brenntechnische Erwägungen eine Rolle (ähnlich wie bei Ofen 2) als bautechnische (etwa eine nachträgliche Sicherung). Die Schmelzspuren an den Innenseiten

der Verengung beweisen, daß auch noch nach diesen Veränderungen eingeschürt wurde. Das Gewölbe wies schmale Schlitze auf, damit die Hitze besser nach oben geleitet werden konnte. Der Bedienungsraum wurde im Zuge späterer Veränderungen grundlegend umgebaut. Seine Außenmauern wurden an den Innenseiten massiv durch Sandsteinquader verstärkt. An der Südwand befand sich noch eine Reihe hochkant gestellter Backsteine, die nach Norden hin ausgebrochen war. Anziegelungen im Bodenbereich und Anglühungen an den Quadern der Seitenwände, von Süden nach Norden zunehmend, sprechen für große Hitzeeinwirkung in diesem Bereich, die durch eine weitere Funktion als Bedienungsraum nicht zu erklären sein dürften. Eine Deutung dieses Befundes scheint nicht möglich.

Um sich ein Bild des Aussehens des Criesbacher Siedehauses zu machen, sind wieder die Skizzen Schickhardts sehr hilfreich. Unter anderem zeichnete er einen Aufriß des entsprechenden Gebäudes in Sulz (Abb. 7), das dem in Criesbach wohl gleichen dürfte. Die Außenmauern sind, bei wenig Fundamenttiefe, massiv gemauert, darüber erhebt sich der Dachstuhl mit Gauben und einem Rauchabzug am First. Die Hospinsche Karte zeigt von diesen Details nichts (Abb. 2), man meint jedoch einen Zugang an der Südseite des Gebäudes erkennen zu können. Auch die Inneneinteilung des Sulzer Siedehauses entspricht in weiten Teilen dem Befund in Criesbach mit dem Unterschied, daß hier nur drei Öfen existierten, die eingetieft waren, wogegen die vier Sulzer Öfen ebenerdig standen und durch eine Art Plattform miteinander verbunden waren, von der man auf die Schürebene mittels zwischen den Öfen liegenden Treppen hinabsteigen konnte (Abb. 8). Ob in Criesbach die Sole ebenfalls in einer Leitung hinter den Siedeherden an der Wand lief und gleich in die Siedepfannen gelassen werden konnte, war archäologisch nicht nachzuweisen. Auffällig ist, daß die Brennräume der Öfen in Sulz keine Überwölbung zeigen; das Feuer wurde auf einer Art Rost etwa in halber Höhe der Schüröffnung entfacht (die Asche konnte darunter ausgeräumt werden) und wirkte direkt auf die Pfannen ein. Die Maße dieser Pfannen werden sich nach der Größe der Brennräume richten haben, d. h. in Criesbach belaufen sie sich in etwa auf 3 x 1 m. Da die flachen Gefäße mit diesen Ausmaßen, zumal mit Inhalt, ein erhebliches Gewicht erreichen können, wurden sie, wie auch in mehreren zeitgenössischen Abbildungen überliefert, mittels Querstangen durch am Pfannen-

boden befestigte Haken gesichert. Auch die Methode, zwei Pfannen hintereinander zu staffeln, wobei durch die hintere, etwas höherliegende „Vorwärmepfanne“ die Restwärme der Feuerung ausgenützt wird, ist ebenfalls durch Schickhardt bezeugt (Abb. 9). Einer solchen Konstruktion könnte man sich ebenfalls in Criesbach, z. B. bei Ofen 2, bedient haben.

Leider konnten die Gradierwerke der Criesbacher Saline aus Zeitmangel nicht ergraben werden. Da jedoch ihre Lage und ihr Aussehen aus der Hospinschen Karte zu ersehen sind, wird dieser Verlust etwas ausgeglichen. Im Detail könnten sie denen von Sulz gleichen mit dem Unterschied, daß die Criesbacher Gradierwerke an den Längsseiten noch Verstrebungen aufwiesen, wohl um dem Winddruck besser standhalten zu können.

Der Umbau der Saline zum Gartenhaus muß 1612 vollendet gewesen sein, da zu dem Zeitpunkt der erste Gärtner eingestellt wird. Die Ostmauer dieses Gebäudes ist der Westmauer des Siedehauses vorgeblendet. Die Außenmaße betragen 13 x 11 m. Der Abgang in den auch in den Urkunden erwähnten Keller erfolgte ebenfalls von dieser Seite. Die 1,85 m breite, massiv gemauerte Treppe war an der West- und Südwanne verputzt. Die Nord-, Süd- und Westmauer (letztere soweit erhalten) weisen je einen Lichtschacht auf. Die beidseitig verputzte Kellermittelwand ist etwa 0,7 m breit. Auch in den aufgehenden Stockwerken wird man sich eine Unterteilung in dieser Flucht denken dürfen.

Das Untergeschoß wurde in späterer Zeit verändert: Vor die verputzten Nord- und Südmauern wurde eine zweite Mauerschale geblendet, in der z. T. angeglühte Sandsteine, aber auch solche mit eingearbeiteten Nuten und Zapflöchern verwendet wurden. Es handelt sich offensichtlich um Spolien aus der Zeit des Salinenbetriebes. Die südliche Kellerhälfte wurde nochmals unterteilt durch ein 0,50 m breites Mäuerchen, in das das Fragment eines achteckigen Säul-

chens aus Sandstein eingebaut wurde. Gleichzeitig mit diesen Einbauten erfolgte auch eine Erhöhung des Kellerbodens.

Über das Aussehen des aufgehenden Baus gibt in groben Zügen die Hospinsche Karte Auskunft, über die Innenaufteilung die Schriftquellen. Nach dem archäologischen Befund muß die Küche an der kocherabwärts gelegenen Seite gewesen sein, da von der Nordwand des Gartenhauses eine (Abwasser-)Rinne nach Norden hin wegführt (Abb. 5). Daran schließt sich nach Osten eine rechteckige Um-mauerung von etwa 1,3 x 1,3 m (Innenmaß); hier ist mit Sicherheit eine Kloake zu vermuten.

Reste von graphitierten Ofenkacheln wurden im oberen Bereich der südlichen Kellerverfüllung gefunden. Sie lagen auf einer kompakten Lehm-schicht, die mit weißen Wandputzresten durchsetzt war. Letztere waren, noch im feuchten Zustand, mit einem mehrzinkigem Gerät raufenförmig verziert worden. Weitere Aussagen zur Innenausstattung des Gartenhauses sind nicht möglich.

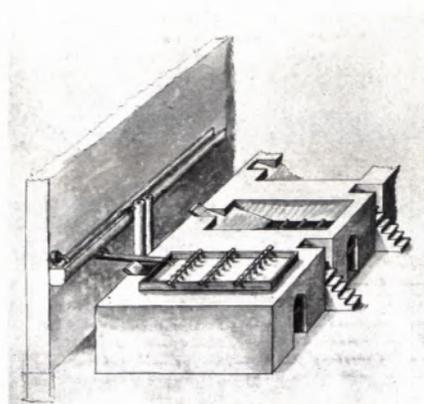
Das „New Salzwerk“, ein Zeugnis eines frühindustriellen Betriebes, konnte, dank günstiger Umstände, zumindest in seinen wesentlichen Teilen freigelegt und erforscht werden – bevor es, nach 300 Jahren endgültig, der um sich greifenden Industrialisierung des Kochertales dem ausgehenden 20. Jahrhundert weichen mußte.

#### Literatur:

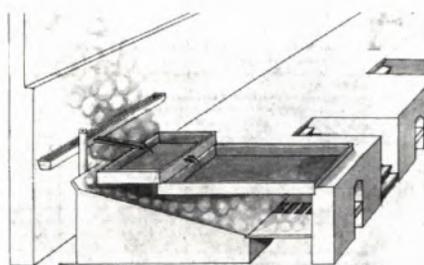
W. Carlé, Die Salinen zu Criesbach, Niedernhall und Weißbach. Württembergisch Franken 48, N.F. 38, 1964, 65 ff.

W. Carlé, Die Geschichte der altwürttembergischen Saline zu Sulz am Neckar, die Herkunft ihrer Solen und die Salinentech-nik. Geschichte der Salinen in Württemberg 6. Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 22, 1963, 91 ff.

**Dr. Susanne Arnold**  
LDA · Archäologische  
Denkmalpflege  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1



■ 8 Skizze von Sulzer Siedeöfen von H. Schickhardt, 1595. Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart.



■ 9 Skizze eines Sulzer Siedeofens mit Vorwärmpanne von H. Schickhardt, 1595. Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

# Eisenerzabbau und -verhüttung bei Blumberg in fürstenbergischer Zeit

Bertram Jenisch



■ 1 Blumberg gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Ölbild von K. Menrad (Schloß Heiligenberg, Foto: F. F. Archiv Donaueschingen).

30er Jahren unseres Jahrhunderts erfolgte ein erneuter Abbau. An dieser Stelle soll die erste Phase dieser Aktivitäten dargestellt werden.

Blüte. Erst mit dem Eisenerzabbau, der nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges begonnen wurde, erlangte die Stadt eine gewisse Bedeutung.

## Geschichtlicher Überblick

Blumberg liegt im Urstromtal der Donau auf einer Hochebene, die die Wasserscheide zwischen Wutach-Rhein und Aitrach-Donau bildet. Hier ist bereits im Frühmittelalter mit einer Siedlung zu rechnen, wie ein merowingerzeitliches Gräberfeld im Bereich der Kirche vermuten läßt. Aus ihr entwickelte sich in der Karolingerzeit das Dorf Blumberg. Eine vermutlich ältere Burg auf dem Schloßbuck wird 1260 erstmals erwähnt, ebenso ein Ortsadel, die Herren von Blumberg. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde der Bereich zwischen Burg und Dorf zu einer kleinen Stadt ausgebaut. Nach mehreren Besitzerwechseln im 15. und frühen 16. Jahrhundert gelangte die Herrschaft Blumberg am 4. April 1537 an das Haus Fürstenberg, in dessen Besitz sie bis 1806 blieb. Die Siedlung an der Verbindungsstraße von Schaffhausen ins Neckartal erlebte als Marktflecken für die nähere Umgebung eine erste

## Geologische Situation

Grundlage für die Bergbauaktivitäten um Blumberg ist ein als Callovien bezeichnetes Brauneisenerzflöz im Braunen Jura, das der Macrocephalen-Zone zwischen Donau und der Schweizer Grenze zuzuordnen ist. Die erzführende Schicht besitzt eine Mächtigkeit von 4 m und gliedert sich in verschiedene Bänke. Der Hauptenträger dieser sedimentären Lagerstätte sind die kugeligen „Brauneisenoide“, die in eine tonig-mergelige Grundmasse eingebettet sind. Der Eisengehalt der Schicht liegt zwischen 8 und 14 Prozent. Die Ooide, die leicht aus der Grundmasse auswaschbar sind, besitzen einen Eisengehalt von etwa 50 Prozent. Das sehr saure Erz enthält neben 0,2% Schwefel auch 0,4% Phosphor, 0,2% Mangan und 0,2% Vanadium. Das auf 16 km nachgewiesene Macrocephalus-Erzflöz wurde im 17. Jahrhundert bei Blumberg, wo es an der Oberfläche aus-

Im Rahmen der Listenerfassung der Kulturdenkmäler der Archäologie des Mittelalters im Schwarzwald-Baar-Kreis konnte in der Umgebung der Stadt Blumberg eine große Anzahl von Bodendenkmälern, die mit dem historisch belegten Eisenerzbergbau in Verbindung standen, lokalisiert werden. Der Bergbau ist vor allem in zwei Zeitabschnitten gut faßbar. Sein Beginn lag im 17. Jahrhundert unter Regie des Hauses Fürstenberg, in den

beißt, im Tagebau ausgebeutet. Erst in der zweiten Bergbauphase erfolgte zusätzlich ein Abbau im Tiefbau mit Stollen und Schächten. Durch zahlreiche Flurnamen wie „Erzgruben“, „Erzäcker“ und „Grubengärten“ sind die Abbaugelände des 17. Jahrhunderts am Höhenzug der Länge, nördlich Blumbergs, gut zu lokalisieren. Die modernen Abbauspuren, Förder- und Betriebsanlagen sind noch nahezu komplett erhalten.

## Geschichte der Eisenerzgewinnung unter den Fürstenbergern

Die Umgebung von Blumberg bot wegen der leicht im Tagebau zu gewinnenden Eisenerze und wegen des Waldreichtums im Grunde sehr gute Voraussetzungen für eine Eisenproduktion. Es ist daher verwunderlich, daß die montanen Unternehmungen erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begannen. Die Geschichte des Blumberger Eisenwerkes wurde von K. S. Bader in vorbildlicher Weise aufgrund der Akten im Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv Donaueschingen aufgearbeitet.

Bereits gegen Ende des 16. Jahrhun-

derts wurde nördlich von Blumberg Erz abgebaut, um es im etwa 25 km entfernten fürstenbergischen Eisenwerk in Hammereisenbach, das seit 1544 betrieben wurde, zu verhütten. Ein erster Antrag, in Blumberg ein Eisenwerk zu errichten, wurde 1607 von der fürstenbergischen Herrschaft abgelehnt, „... da es dem wildpret an der rühe und sonsten unserem forst schädlich sein könnte“. Erst seit 1661 sind ernsthafte Bestrebungen zu erkennen, die Erzlagerstätten durch Bergsachverständige aus Lothringen und Luxemburg, namentlich Canonicus Guillaume Bilguin, erkunden zu lassen.

Ein erster Schmelzofen wurde 1662 eingerichtet, im folgenden Jahr trat eine Hammerschmiede hinzu. Im April 1665 war die Einrichtung des Werkes abgeschlossen, dessen Bau die beachtliche Summe von 31242 fl kostete. Die Berichte, die der Bergwerksdirektor Franz Vogler bis 1672 wöchentlich verfaßte, geben einen hervorragenden Einblick in die Arbeitsorganisation dieses früh-industriellen Betriebes. Für das Jahr 1666 liegt eine Aufstellung der Beschäftigten und deren Bezüge vor. Im Werk Blumberg arbeiteten: 1 Schmiede-

■ 2 Das Eisenhüttenwerk Blumberg und dessen Rohstoff- und Energieversorgung. 1 Hammerwerk „Espan“ (1662–1672). 2 Hammerwerk „Mühlhalde“ (1671–1694). Stauweiher (dunkles Raster), Köhlereibezirke (helles Raster) und Eisenerztagebau: a Erzgruben, b Erzäcker, c Über dem Weiher, d Kirchenösch, e Erzhalde.



■ 3 Mutmaßliches Fundament der Hammerschmiede im Mühlegraben.



meister (Martelleur), 1 Schmiedeknappe, 1 Platzmeister, 1 Läutermeister (Affineur), 1 Läuterknappe, 1 Schmelzmeister, 1 „kleiner Schmelzer“, 2 Arbeiter (Chargeurs). Neben diesen Fachkräften, vorwiegend Lothringern, war eine nicht genau zu bestimmende Anzahl von hauptberuflichen Erzgräbern und Köhlern, die zumeist aus der Umgebung stammten, beschäftigt. Die Facharbeiter hatten eine besondere Rechtsstellung, sie mußten sich vom Bergwerksdirektor verköstigen lassen und waren von Fronleistungen und Abgaben befreit. Ihre Unterbringung erfolgte im sogenannten Laborantenhaus, einem „groß haus, worinnen die Bergleut sich befinden“.

Obwohl die Versorgung mit Erz und Holzkohle sehr gut war, mangelte es dem Betrieb von Anfang an Wasser, so daß der kontinuierliche Betrieb des Hammers nicht gewährleistet werden konnte. Das Hammerwerk war zunächst an dem bereits 1507 angelegten „Oberen Weiher“ errichtet worden. Der flache Stausee diente zusammen mit dem „Unteren Weiher“ primär der Fischzucht, in Kriegszeiten konnte jedoch durch ein Aufstauen die in Nord-Süd-Richtung verlaufende Straße überschwemmt werden. Seit 1662 diente der westliche Weiher auch als Wasserreservoir für das Eisenwerk. Um der Wasserknappheit abzuwehren wurde 1666 eine Wasserzuleitung aus Hondingen angelegt, die den „Oberen Weiher“ zusätzlich speiste. Der Hondinger Bach, ursprünglich ein Zufluß der Aitrach, wurde in einem Graben, der „7 werkschuh breit“ war, gefaßt und in den folgenden Jahren häufig ausgebessert.

Trotz dieser Maßnahme war das Ge-

fälle des Wassers nicht ausreichend, um einen dauernden Betrieb des Hammers zu gewährleisten, deshalb wurde von 1671–1674 unter dem Bergwerksdirektor Hieronymus Maculaire eine neue, größere Schmiedeanlage unterhalb des Schloßbuck errichtet.

Nach einer anfangs eher bescheidenen Produktion erbrachte das Werk bis 1690 jährlich durchschnittlich 2500 Zentner geschmiedetes Eisen. Der Absatz erfolgte vorwiegend in der Herrschaft Fürstenberg, es wurde aber auch nach Schaffhausen und Konstanz exportiert. Der großen Konkurrenz durch Eisenhüttenwerke insbesondere am Hochrhein versuchte das Fürstenhaus 1669 durch ein Verbot des Ein- und Verkaufs fremden Eisens in seinem Territorium entgegenzuwirken. Aufgrund der geschilderten Schwierigkeiten wurde die Hammerschmiede 1694 an die Donau nach Kirchen verlegt, der Schmelzbetrieb wurde 1734 aufgegeben und die Einrichtungen des Eisenwerkes Blumberg abgebrochen.

### Zur Lokalisierung der Produktionsstätten

Die Lokalisierung der Einrichtungen des fürstenbergischen Eisenwerkes Blumberg durch Feldbegehungen konnte nach Auswertung der Schriftquellen und historischen Karten erfolgen.

Das erste Blumberger Hammerwerk (1662–1672) lag den Quellen zufolge am Südrand des Oberen Weiherdamms im Gewann Espen (Abb. 2,1). Das Gelände ist heute überbaut und stark verändert, selbst der Damm ist abgetragen und nur noch als Straßenname faßbar. Von der Schlackenhalde, die in 10 Jahren intensiver Pro-

duktion angefallen sein muß, finden sich nur vereinzelte Schlackenbruchstücke in Gartenflächen. Dies grenzt zwar die Lage ein, erlaubt jedoch keine exakte Lokalisierung.

Besser faßbar ist das zweite Hammerwerk (1671–1694), das in das stark eingeschnittene Tal des Mühlebaches im Süden des Schloßbuck verlegt wurde (Abb. 2,2). Auf der Stadtansicht von Menrad vom Ende des 17. Jahrhunderts ist hinter dem Schloßbuck der aufsteigende Rauch des Eisenhüttenwerkes zu erkennen (Abb. 1). Der Gewerbebach weist hier ein großes Gefälle auf und fließt über mehrere Wasserfälle dem Wutachtal zu. Das Eisenwerk, in dem 5 Hämmer betrieben wurden, ist auf dem Gelände der 1720 an der selben Stelle errichteten Beimühle zu lokalisieren. Den Urkunden zufolge wurde der Hammer 1728 abgebrochen, 1928 erfolgten erneut Umbaumaßnahmen. Heute beherbergt der Gebäudekomplex eine Fabrik, deren aus großteiligem Quadermauerwerk gebildetes Sockelgeschoß vermutlich auf das Hammerwerk zurückgeht (Abb. 3).

Ein weiterer deutlicher Hinweis auf den Betrieb des Hammers an diesem Ort stellt die Abfallhalde dar, die östlich des Gebäudes erfaßt werden kann. Die an der Oberfläche durch Planierungen stark durchmischte Halde am Fuß des Schloßbuck birgt eindeutige Verhüttungsschlacke, Keramik und Holzkohlekonzentrationen. Die faustgroßen Bruchstücke von Verhüttungsschlacke sind olivgrün und besitzen eine glasige Struktur. Ein Teil der keramischen Beifunde datiert in das 17./18. Jahrhundert, was allerdings aufgrund der Durchmischung nur eine eingeschränkte Aussagekraft besitzt. Der größere Teil der

Halde liegt unter dem modernen Fahrweg. Westlich der Hammerschmiede findet sich vom Mühlenkanal verlagertes Schlackenmaterial, das deutliche Abrollspuren zeigt.

Die Ausdehnung der Halde ist nicht exakt einzugrenzen, doch scheint die Fläche im engen Taleinschnitt des Mühlebachs zu klein für die Abfälle des über 20 Jahre dauernden Hammerschmiedebetriebs und der noch länger faßbaren Schmiedetätigkeit. Wie die abgerollten Schlackestücke zeigen, kam es sicherlich zur teilweisen Verlagerung der Halde durch den Gewerbebach. Offenbar wurden aber auch Hochofenrückstände bewußt als Meliorierungsmaßnahme auf die umliegenden Ackerfluren gebracht. Insbesondere in den Lehmböden der Aitrachniederung bei Riedöschingen sind auf den Feldern hohe Schlackekonzentrationen und Wandungsstücke von Schmelzöfen festzustellen. Diese Entsorgung des Abfalls muß in Rechnung gestellt werden, wenn man die Größe der Schlackenhalde beurteilen will.

### Zur Rohstoff- und Energieversorgung

Neben den eigentlichen Produktionsstätten sind zur Beurteilung des Eisenhüttenwerks weitere Geländespuren heranzuziehen, um sich einen besseren Überblick über den Produktionsablauf zu verschaffen. Zunächst sind die Infrastrukturmaß-

nahmen zu erwähnen, die die Energieversorgung des Werkes sicherten. Von den Dämmen der Stauweiher hat sich nur der westliche, der für das Eisenwerk von keiner Bedeutung war, erhalten. Der Damm kann allerdings als Vergleich zu dem zeitgleich errichteten Oberen Weiherdamm herangezogen werden. Der annähernd vollständig erhaltene Steppachdamm, der die heutige Gemarkungsgrenze zwischen Blumberg und Hondingen markiert, ist etwa 4 m hoch und etwas mehr als 700 m lang (Abb. 4). Der Obere Weiherdamm war etwas kürzer, dürfte aber in der Konstruktion gleich gewesen sein. Die Weiher sind heute trockengelegt, ihre ursprüngliche Ausdehnung ist jedoch über die Topographie faßbar.

Neben den Weihern ist auch die oben erwähnte Wasserzuleitung aus Hondingen noch gut zu erkennen. Der Mühlegraben stellt sich heute nur als kleines Rinnsal dar, aber Schriftzeugnisse zeigen, daß er auch im 17. Jahrhundert nur 7 Schuh breit war. Die Lage des Wasserlaufes an der Hangkante spricht deutlich für eine anthropogene Entstehung.

Die Erzlagerstätten waren als Standortfaktor von untergeordneter Bedeutung, da Erze offenbar über größere Strecken transportiert wurden. Doch nutzte man in Blumberg selbstverständlich die nahen Lagerstätten (Abb. 2 a–e). Zunächst erfolgte der Abbau der oberflächennahen Erze am



■ 4 Unterer Weiherdamm.



■ 5 Köhlerplatte am Stoberg, als Terrassierung unterhalb des Waldweges erkennbar.

Längeberg, von hier aus wurde auch schon das Werk in Hammereisenbach beliefert. Bergwerksdirektor Vogler berichtet 1670 von der Mischung von Blumberger und Riedböhringer Erzen um bessere Erträge zu erzielen. In den 70er Jahren waren die Tagebaue „über dem Weiher“ und „am Galgenberg“, beides Lagerstätten am Buchberg nördlich Blumbergs, erschöpft und wurden aufgelassen. Ab 1688 wurde südöstlich von Blumberg ein neues Erzabbaugebiet im Gewinn „Kirchenösch“ erschlossen. Im Jahr 1691 wurde Erz von der „Erzhalde“ beim Heiligkreuzhof mit Eisenerz von den Schabelhöfen bei Riedöschingen gemischt. Ab 1694 wurde für die weiter betriebenen Schmelzöfen Blumberger und Ippinger Erz gemischt.

Der Abbau der Erze erfolgte von Erzknappen im Tagebau, die Bergwerksleitung achtete darauf, daß sie nur gute Erze förderten und die Schürfguben wieder verfüllt wurden. Die Knappen lieferten das Erz in Kübeln beim Schmelzwerk an und wurden mit Geld und Lebensmitteln entlohnt.

Einige dieser Tagebaue, die nicht von dem neuzeitlichen Bergbau überformt wurden, sind noch heute im Gelände zu erfassen. Besonders gut sind sie im Gewinn „Erzgruben“, im Norden von Blumberg, erhalten. In einem nach Süden abfallenden Wiesengelände fallen mehrere leichte Terrassen auf. Nördlich des Fahrweges im Wald ist das Gelände sehr unregelmäßig bewegt. Das Tagebaurevier ist deutlich zu umschreiben, auch wenn keine einzelnen Gruben beobachtet werden konnten.

Der neben der Wasserversorgung wichtigste Standortfaktor war der Holzreichtum des Umlandes. Der Energieträger zum Schmelzen der Erze war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Holzkohle. Der große Bedarf an Brennmaterial und das Problem seines Massentransports gab den wesentlichen Ausschlag für die Standortwahl der oberdeutschen Hüttenwerke der frühen Neuzeit. In den walddreichen Bergen des Umlandes erfolgte der Holzeinschlag, über den genau Buch geführt wurde. Der Forstwirtschaft der Fürstenberger ist es wohl zu verdanken, daß hier keine Waldwüstungen entstanden. Die Köhlerei konzentrierte sich auf zwei Areale, weitere kleine Köhlereiviere lagen im Umland. Zunächst ist der Kohlwald oberhalb Steppach am Randen zu erwähnen, eine 93 Jauchart

große fürstliche Domäne. Eine Ansiedlung von Köhlern bildete wohl den Kern des Blumberger Ortsteiles Randen. Im westlich vorgelagerten Wolfental wurde bei Straßenbaumaßnahmen ein solcher Kohlenmeiler angeschnitten und dokumentiert. Kleinere Köhlereiviere konnten in Hondingen im Gewinn Kohlhalde und in Achdorf im Gewinn Kohlerhof lokalisiert werden.

Nördlich des Unteren Weihers konnte durch C. Hilbert jüngst am Stoberg ein weiterer Köhlereibeizirk exemplarisch untersucht und kartiert werden. Auf dem im Durchmesser etwa 800 m großen Bergkegel konnten mindestens 68 Standorte von Kohlenmeilern lokalisiert werden, die in regelmäßigen Abständen angeordnet sind und den Berg in zwei Horizonten auf verschiedener Höhe umlaufen. Zwei der Kohlplatten (Abb. 5) konnten durch C<sup>14</sup>-Proben (Radio-Carbon-Datierung) in die Mitte des 17. Jahrhunderts datiert werden. Die Anordnung der Meilerplätze läßt auf eine Einteilung des Berges in 20–25 Einschlagzonen schließen, die reihum abgeholzt und verkohlt wurden. Diese Niederwaldwirtschaft erbrachte den effektivsten Ertrag, da die vorwiegend genutzten Baumarten, Rotbuche und Ahorn, im gerodeten und lichtreichen Wald zunächst einen großen Wachstumsschub erleben und nach 20 Jahren nur noch langsam wachsen. Eine vergleichbare Nutzung der benachbarten Waldgebiete kann vermutet werden.

Der Abtransport der Holzkohle erfolgte auf Saumpfadern mit Lasttieren. Die Kohle wurde in dem bei der Schmelzhütte gelegenen Kohlhaus gelagert. Als Tragetiere dienten in der Regel Pferde, doch sind seit 1683 auch Kamele belegt. Zunächst handelte es sich um drei Kamele, die der Graf von Fürstenberg als Beute aus den Türkenkriegen mitbrachte. Der Vorteil der für die Baar recht ungewöhnlichen Tiere war, daß eines soviel tragen konnte wie 4 bis 6 Pferde, auch kamen sie ohne eigens zugerichtete Wege zurecht. Den Bergwerksberichten zufolge hielten sich die Tiere „sehr taugenlich“, doch vertrugen sie die Kälte schlecht und stürzten leicht bei gefrorenem Boden. Letztlich überwogen die Vorteile, so daß man 1684 zwei weitere Kamele anschaffte; die Tiere waren in einem umgebauten Bauernhaus untergebracht. Für Menrad, dem wir die Stadtsicht Blumbergs vom Ende des 17. Jahrhunderts

verdanken, waren diese orientalischen Tiere so bemerkenswert, daß er sie im Vordergrund seines Bildes darstellte (Abb. 1). Die mit Säcken beladenen Kamele nähern sich von Norden, möglicherweise vom Stoberg, der Hüttenanlage.

## Zusammenfassung

Das Eisenwerk Blumberg kann aufgrund der günstigen Quellenlage als eine der am besten zu fassenden frühmerkantilistischen Unternehmungen eines süddeutschen Fürstenhauses angesehen werden. Neben der günstigen chronikalischen Überlieferung ist bemerkenswert in welchem Umfang, trotz erheblicher Überformung durch den Bergbau 1935–1942, Spuren des Betriebs zu lokalisieren sind. Diese Nachweise beschränken sich nicht nur auf die Lokalisierung der eigentlichen Produktionsstätten, sondern umfassen auch Infrastrukturmaßnahmen und geben Hinweise auf die Rohstoffversorgung des Hüttenbetriebes. Bei diesen flächigen Bergbau- und Produktionsspuren handelt es sich um Kulturdenkmale die als Sachgesamtheit erhalten werden sollten. Die besondere Bedrohung dieser für die Heimat- und Wirtschaftsgeschichte des Blumberger Raumes bedeutenden Denkmale liegt darin, daß sie trotz ihrer großen Ausdehnung nicht als markantes Kulturdenkmal erkennbar sind.

## Literatur:

- K. S. Bader: Zur Geschichte des Eisenerzabbaues und des Hüttenwerkes zu Blumberg, Veröff. aus F. F. Archiv Donaueschingen Heft 1 (1938).  
Ders.: Die geschichtlichen Flur-, Haus- und Geländennamen von Blumberg, Schriften d. Ver. f. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar 26, 1966, 67–107.  
O. F. Geyer u. M. P. Gwinner: Die Schwäbische Alb und ihr Vorland, Sammlung Geol. Führer 67 (1984) 64–66.  
C. Hilbert: Die Geschichte der Köhlerei im Aitrachtal und ihre Auswirkung auf den Wald, dargestellt am Beispiel des Stoberg im staatlichen Forstamt Blumberg. Dipl.-Arbeit FH Hildesheim-Holzminden (1992).  
G. M. Walcz: Doggererz in Blumberg. Das ungewöhnliche Schicksal einer Stadt – ein Kapitel deutscher Bergbaugeschichte (1983).

**Bertram Jenisch M. A.**  
LDA · Inventarisierung  
Kirchzartener Straße 25  
7800 Freiburg i. Br.

# Landschaftsrahmenplan Region Stuttgart, Bau- und Bodendenkmale

Regionalverband Stuttgart

Im August 1992 hat der **Regionalverband Stuttgart** eine Karte der **Bau- und Bodendenkmale der Region Stuttgart** veröffentlicht, zusammen mit einem 90seitigen Erläuterungsteil, der vom **Landesdenkmalamt** verfaßt wurde. Karte und Erläuterungen gehören zum derzeit in der Erarbeitung und Beratung befindlichen Grundlagenteil des **Landschaftsrahmenplanes zum Regionalplan**.

Im Zusammenhang mit dem Grundlagenteil des Landschaftsrahmenplanes wird als fachlicher Beitrag des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg die Karte „Bau- und Bodendenkmale“ mit den zugehörigen Erläuterungen vorgelegt.

Erste Angaben zur Denkmalpflege waren bereits in der Landschaftsfunktionenkarte zum Landschaftsrahmenplan von 1980 enthalten.

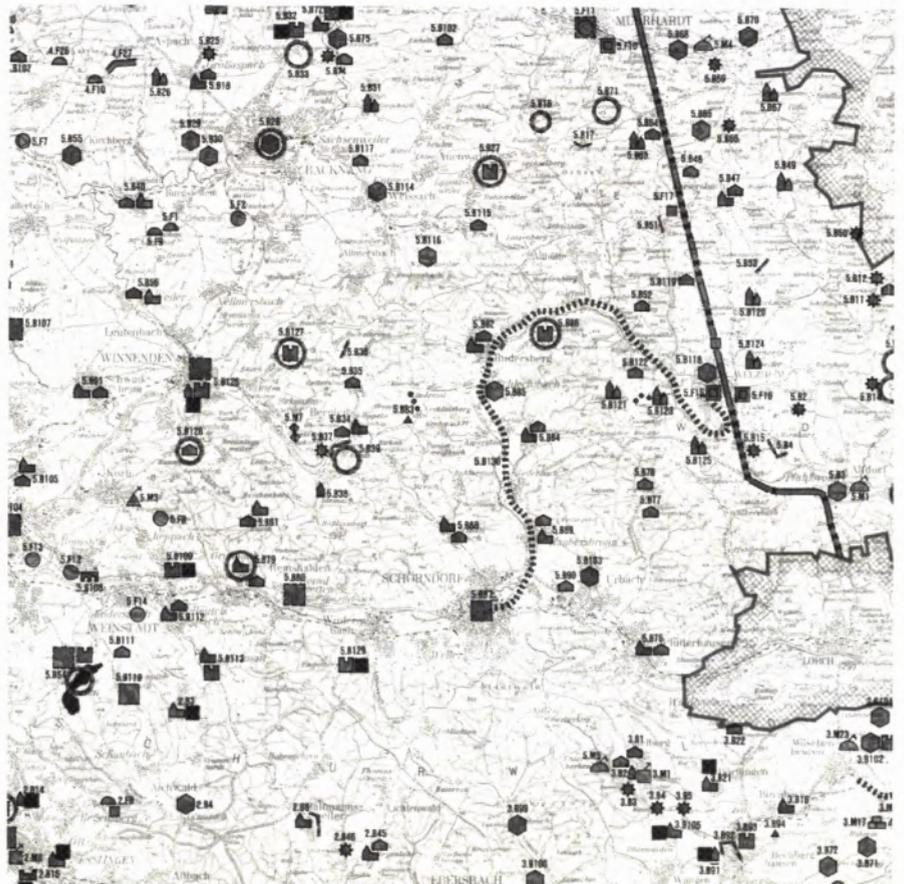
## Anliegen der Neubearbeitung

In der Fortschreibung des Landschaftsrahmenplanes werden nunmehr die Darstellungen weiter ergänzt. Damit soll auch der gestiegenen Bedeutung denkmalpflegerischer Belange und dem Sachverhalt Rechnung getragen werden, daß vor allem in wirtschaftlich entwickelten Räumen mit hohem Verdichtungsgrad und weiterhin starken Entwicklungsimpulsen die potentielle Gefährdung von Bau- und Bodendenkmalen und damit die Dringlichkeit der Sicherung besonders groß ist.

Die verbesserte Information soll mit dazu beitragen, daß die Bau- und Bodendenkmale, die als Zeugen der historischen Entwicklung wesentlich die Einmaligkeit der Kulturlandschaft der Region Stuttgart prägen, bewußter wahrgenommen, bei planerischen Entscheidungen berücksichtigt und somit langfristig gesichert werden.

## Übersicht über die Darstellungen

Die Darstellungen sind zeitlich gegliedert in



A Objekte der Vor- und Frühgeschichte sowie Objekte des Mittelalters

B Objekte der Baudenkmalpflege.

Sie werden in gleicher Reihenfolge in der Kartenlegende und in den textlichen Erläuterungen behandelt. Die Listen zu den in der Karte aufgeführten Einzelobjekten befinden sich im Anhang.

Dargestellt werden neben Einzelstandorten und Fundstellen flächenhafte, auf die historische Nutzung bezogene Denkmale (z. B. historische Jagdwälder), historische Wegeverbindungen sowie die noch heute ablesbaren historischen Bau- und Siedlungsformen und städtebaulich und landschaftlich wertvolle Gesamtensembles.

Die durch Symbole und Flächenraster

dargestellten Objekte werden außerdem durch Bildbeispiele anschaulich gemacht.

In der Übersichtskarte im Maßstab 1:100000 werden überwiegend die oberflächlich sichtbaren und landschaftsprägenden Objekte wiedergegeben. Um jedoch deutlich zu machen, mit welcher Vielzahl weiterer Objekte im Einzelfall zu rechnen ist, werden für den Bereich der Vor- und Frühgeschichte sowie des Mittelalters für einige Beispielgemeinden komplette Darstellungen wiedergegeben. Damit soll auch auf die notwendige frühzeitige Beteiligung der Denkmalbehörden bei Planungsvorhaben hingewiesen werden. Die jeweils zuständigen Baurechts- und Denkmalschutzbehörden können der beigelegten Übersichtskarte entnommen werden. Zusätzlich werden im An-

hang die gesetzlichen Grundlagen des Denkmalschutzes wiedergeben.

Der Plan wird nach der Beratung in den Gremien des Regionalverbandes der regionalen Presse, den Bürgermeister- und Landratsämtern sowie den sonstigen Trägern öffentlicher Belange kostenlos zugestellt werden.

Darüber hinaus sind in begrenztem Umfang schon jetzt einzelne Exemplare zu erhalten beim **Regionalverband Stuttgart**, Jägerstraße 53, Telefon 0711/22759-26, Vermittlung -0, Telefax -70.

## Buchbesprechungen

**Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim** (Hrsg.), **Hubert Krins, Brücke, Mühle und Fabrik, Industriearchäologie in Baden-Württemberg**; Bd. 2, Theiss-Verlag, Stuttgart 1991, 230 Seiten, 116 Tafeln, zahlreiche Abb.

In erfreulicher Weise füllen sich die weißen Flecken auf der Landkarte deutscher Industrie- und Technikdenkmale mit der Farbe des Engagements und der Kennerschaft. Das baden-württembergische Landesdenkmalamt trägt hierzu in der Herausgeberschaft des Landesmuseums für Technik und Arbeit mit dem im Herbst 1991 erschienenen Band „Brücke, Mühle und Fabrik“ tatkräftig bei.

Nach Nordrhein-Westfalen, wo 1976 die erste landesteilweite Publikation eines Denkmalamtes zum Thema erschien und neben Berlin (Historische Bauwerke der Berliner Industrie 1988) sowie dem Saarland (Denkmäler saarländischer Industriekultur. Wegweiser für Industriestraße Saar-Lor-Lux 1989) und Rheinland-Pfalz (Technische Denkmäler in Rheinland-Pfalz 1990) legt auch das baden-württembergische Denkmalamt eine landesweite Publikation vor, die von Amtsmitgliedern konzipiert, erarbeitet und betreut worden ist. Die Bundesländer Hessen und Niedersachsen/Bremen liegen seit 1986 bzw. 1990 in ähnlichen Landesüberblicken vor. Die beiden letzteren erschienen, ebenso wie die vorliegende Publikation, im Zusammenhang mit einer Wanderausstellung zum Thema Industrie- und Technikdenkmale.

Dem bewährten Prinzip folgend, gliedern die Herausgeber den Gesamtbestand der historischen Technikbauten branchen- und sektorenweise, sinn-

vollerweise unter Ausklammerung vor- und frühgeschichtlicher sowie beweglicher technischer Denkmale. Kurze Einführungstexte stellen dabei das jeweils behandelte Gebiet vor. Eine Ausnahme macht das Kapitel „Denkmale der vorindustriellen Produktion“, das aus der sektoralen Gliederung herausfällt, was sich prompt dadurch rächt, daß in den übrigen Kapiteln in unvermeidlicher Weise Objekte dieser Kategorie erneut auftauchen (S. 95–100, 123–125).

Einen wesentlichen Schritt weiter geht der Baden-Württemberg-Band aber mit seiner überaus sinnvollen Trennung von Tafel- und Katalogteil. Damit ist die Möglichkeit eröffnet, einen beträchtlich größeren Kreis von Objekten vorzustellen, als dies bei einer – an raumfressende Bildtafeln gebundene – Präsentation möglich gewesen wäre. So ist knapp die Hälfte aller erwähnten Objekte und Anlagen im Großbild vorgestellt, alle übrigen aber finden Platz durch ihre kolumnenartige Aufreihung, die dennoch im einen oder anderen Falle die Einbeziehung von Bildinformationen, seien es Photos oder graphische Abbildungen, ermöglicht. Die ortsalphabetische Anordnung (der auch das Ortsregister entspricht) ist ein erfreuliches Angebot für den zumeist doch erst einmal an seiner eigenen Region interessierten Leser. Das integrierte Sachregister hilft auch dem – normalerweise von den Denkmälern mit ihren topographischen Ordnungssystemen nicht gut bedienten – Interessenten an bestimmten Objektgruppen. Vielleicht hätte man den Literaturangaben bei den Artikeln des Beispielkataloges auch noch ein allgemeineres, abschließendes Literaturverzeichnis hinzufügen können. Vermutlich auf das Konto des Verlages geht die Titelwahl „Brücke, Mühle und Fabrik“ zurück, die den Rezensenten ein wenig an die Rhythmisierung der Liedzeile „Alle Vögel sind schon da“ erinnert. Um die Kritikpunkte hier erschöpfend abzuhandeln: die der Denkmalpflege eigene babylonische Sprachverwirrung bleibt auch hier nicht aus: Dem Untertitel des Buches „Technische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“ entspricht der Wortgebrauch des Geleitwortes von Prof. Suhling. Er spricht von „Kulturdenkmälern“ und „Denkmälern“, ebenso wie die Vorbemerkung „Zu diesem Buch“. Der Chef des Denkmalamtes, Prof. Gebesler, jedoch benutzt dann gleich in der zweiten Zeile seines Vorwortes den Begriff „Kulturdenkmäler“, um dann gegen Ende seines Textes wieder vom „Geschick dieser Denkmale“ zu sprechen. Vielleicht gelingt es eines Tages, die mit der doppelten Pluralbil-

dung mögliche Unterscheidung von traditionssetzenden Objekten (Denkmäler) und traditionsgewordenen (Denkmale) Bauten und Anlagen durchgängig zu praktizieren.

Wieder zum Positiven: Die Intention „die Objekte sachlich zu erfassen, sie nicht durch photographische Romanisierung zu verfremden“ ist von der ehemaligen Amtsfotographin Rose Hajdu vorzüglich eingelöst worden, namentlich die Brückenphotos sind wohl gelungen. Einer Reihe von Objekten hätte eine Aufnahme bei diffuserem Licht besser getan, so verschwindet die im Schatten liegende Frontpartie der Spinnerei Gminder (S. 25) in Schwärze. Als vorbildlich kann die Zusammenarbeit zwischen Denkmalpflege und Industriemuseum gelten, der Bemerkung Lothar Suhlings „bei weitem nicht alles läßt sich durch Translozierung ins Museum retten“ (oder entsorgen?) ist nichts hinzuzufügen. Zu hoffen ist, daß diesem Schulteranschlag zwischen Museum und Denkmalpflege auch die tägliche Praxis in dem für die Industrialisierung so bedeutenden Land Baden-Württemberg entspricht. Die Vielzahl der dem Landesdenkmalamt entstammenden Beiträge des Bandes erweckt jedenfalls den Eindruck, als ob der spezifische Bestand der Denkmale aus Industrie und Technik bei den dortigen Denkmalpflegern in guten Händen ist.

Axel Föhl

**Hans Mattern und Reinhard Wolf: Die Haller Landheg. Ihr Verlauf und ihre Reste.** (Forschungen aus Württembergisch Franken 35). Sigmaringen 1990.

Im späten Mittelalter „haben die von Hall einen starken landthag oder Landwehr, mit Rigel, werren, thürmen und gräben außgebracht, umb ihr land zu führen“ (S. 11). So formuliert das Privileg, das König Ruprecht 1401 der Reichsstadt Hall verlieh; von späteren Herrschern wurde es mehrfach bestätigt. Mit dieser Urkunde erscheint die Haller Landheg im Licht der schriftlichen Überlieferung; für eine Ersterwähnung im Jahr 1352, die in der älteren Literatur mehrfach behauptet wird, konnten die Autoren des zur Besprechung vorliegenden Buches keinen Beleg finden. Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, daß Verf. selbst die archivalische Überlieferung offenbar nicht sehr ausführlich nutzen. Die ältesten von ihnen eingesehenen Archivalien stammen zudem aus dem 16. Jahrhundert.

Die Haller Heg reiht sich ein in die Gruppe von Landhegen, Landwehren und -gräben, die von Landesherren

im ausgehenden Mittelalter hauptsächlich entlang der Grenzen ihrer Territorien aufgeworfen wurden. Als weitere Beispiele seien nur die Rothemberger Landhege und der württembergische Landgraben genannt.

Die Forschungsanlage zur Haller Heg kann als nicht gut bezeichnet werden. Diese Feststellung bezieht sich insbesondere auf die Auswertung der schriftlichen Quellen, die über einen verdienstvollen Aufsatz von Karl Schumm aus dem Jahre 1936 noch kaum hinausgekommen ist. Daß nun wenigstens die im Gelände mehr oder weniger gut sichtbaren Reste der Landhege bekannt werden, ist das Verdienst vorliegender Publikation.

Und dies ist auch ihr Ziel: eine möglichst genaue Dokumentation der Relikte, bestehend aus einer detaillierten Beschreibung der Befunde, alten kartographischen Darstellungen, Kartenskizzen und Fotos. Angesichts der Tatsache, daß der weitaus größte Teil der Heg heute verschwunden ist und auch die erhaltenen Reste oft nur schwer identifizierbar sind, muß eine Bestandsaufnahme von den anderen Quellen ausgehen. Die wichtigsten sind in den Karten der frühen Neuzeit zu sehen, vor allem von den Kartographen Daniel Meyer und Johann Michael Roscher. Daneben sind die handschriftlichen Beschreibungen ihres Verlaufs von 1553, 1639 und 1670/71 hervorzuheben, deren Angaben jedoch oft nur schwer auf die heutige topographische Situation bezogen werden können. Wichtig sind auch die zahlreichen Flurnamen, die auf die Heg verweisen, und Luftbilder, die auch obertägig nicht mehr erkennbare Reste hervortreten lassen. Nicht zuletzt entsprechen auch heutige Grenzen noch den alten Verläufen und erleichtern die Suche im Gelände.

Die äußere Heg, die mit Ausnahme zweier erst später zum Territorium der Reichsstadt gekommener Ämter das ganze hällische Gebiet und damit etwa 300 km<sup>2</sup> umschloß, wurde ergänzt von einer inneren Heg und von Flügelhegen, so daß sich ein äußerst komplexes Gesamtbild ergibt. Einschließlich nicht gesicherter Strecken weisen sie eine Gesamtlänge von ca. 230 km auf, von denen ziemlich genau 10% sich im Gelände erhalten haben. Der Erhaltungszustand ist dabei sehr unterschiedlich, er reicht von richtiggehend imposanten Abschnitten zu fast nicht mehr erkennbaren Bodenwellen oder Andeutungen. Wie üblich liegen die noch bestehenden Teile meist im Wald, waren im freien Feld die Erhaltungsbedingungen ungleich schlechter. Der heutige

Bestand läßt vermuten, daß die Heg überwiegend aus einem Graben mit vorgelagertem Wall bestand. Es sind aber auch Teile erhalten, bei denen vor und hinter dem Graben je ein Wall angelegt ist, und sog. Doppelhegen aus zwei hintereinanderliegenden Ästen von je einem Wall und einem Graben. Auch läßt die schriftliche Überlieferung erkennen, daß natürliche Geländegegebenheiten in die Heg einbezogen waren, wie Wasserläufe und Sümpfe, Klingen, Felsen und Steilabfälle. Die Landhege war überwiegend mit einem dichten Gebüsch bewachsen, es dürfte aber auch mit einem Verhau verstärkte Abschnitte gegeben haben, um die Anlage unpassierbar zu machen. Der Verkehrslenkung dienten Durchlässe, die mit Riegeln und vergleichbaren Vorrichtungen gesperrt werden konnten. An vier Kreuzungspunkten der Heg mit Straßen standen Landtürme, daneben gab es noch ein steinernes turmartiges Wachthaus an einer Flügelhege.

Nicht einhellig geklärt ist bisher die Frage nach der Funktion der Landhegen. Die Interpretationen bewegen sich zwischen zwei Extrempositionen. Manche Autoren behaupten eine ausschließliche Verteidigungsfunktion, andere sehen sie als Rechtsgrenzen an. Zwischen den Extremen vermitteln Darstellungen, die sie als „wehrhafte Rechtsgrenzen“ erklären. Verf. erkennen die Haller Heg als eine ursprüngliche Verteidigungsanlage, die ihre Bedeutung allmählich verschoben habe und schließlich nur noch territorialpolitischer Art gewesen sei.

Diese und die anderen Erklärungen greifen meines Erachtens jedoch zu kurz. Sie verkennen die Komplexität und Bedeutung der Anlagen wie auch des Faktums, daß im ausgehenden Mittelalter zahlreiche solche Anlagen errichtet wurden, mit einem Aufwand, der angesichts der damit erzielten Wirkungen weniger Fragen beantwortet, als neue Fragezeichen setzt. Ich glaube hier eher die Übernahme eines bewährten Modells vom städtischen in den landesherrschaftlichen Bereich erkennen zu können, die vor dem Hintergrund des Territorialisierungsprozesses zu sehen ist. Der mittelalterliche Personenverbandsstaat hatte einen ersten deutlichen Hinweis auf seine Antiquiertheit bereits durch das Aufkommen und den Erfolg des Städtewesens erhalten. In den Städten waren Herrschaft und Recht erstmals konsequent auf einen Raum bezogen, konkurrierende Sonderrechte wurden nach Möglichkeit ausgeschlossen. Eindeutig definiert wurde dieser Raum durch die städtische Umwehrgung. Sie erfüllte nicht nur Vertei-

digungsfunktionen und war damit Sinnbild für die Wehrhaftigkeit der Kommune und ihre Autonomie, sie umschloß auch einen besonderen Friedensbereich und umgrenzte einen eigenständigen Rechtsbereich. Die Umwehrgung schuf eine räumliche Einheit und faßte auch die Menschen zu einer solchen zusammen, machte sie fast erst zu einem Gemeinwesen. Sie wurde damit zu einem Symbol für die Stadt schlechthin und zu einem Sinnbild für den Erfolg des Prinzipals Stadt, der sich im späten Mittelalter schon erwiesen hatte. Dieses erfolgreiche Modell mit seiner überaus komplexen Bedeutungsbündelung übernahmen nun die Landesherrn – es gibt im übrigen vergleichbare Vorgänge, es sei nur an die Art obrigkeitlicher Einflußnahme auf die Untertanen erinnert, die heute als ‚Sozialisierung‘ begrifflich gefaßt ist –, als sie daran gingen, ihre unterschiedlichsten Rechten und Ansprüchen zusammengesetzten Territorien zu vereinheitlichen, ihre Herrschaft auf den Raum zu beziehen bzw. in diesem durchzusetzen. Dabei scheint mir einer baulich manifesten und damit stets sinnlich erfahrbaren Zusammenfassung der Landesherrschaft, wie sie sich in Landhegen zu erkennen gibt, auch eine nicht zu unterschätzende mentale Bedeutung zugekommen zu sein. Es handelte sich also um sehr komplexe, auf verschiedenen Ebenen angesiedelte Vorgänge, die mit Aspekten wie Verteidigung und Rechtsgrenze, deren Relevanz hier – allerdings in einem umfassenderen Rahmen – nicht bestritten werden soll, keineswegs hinreichend erfaßt sein dürften. Daß es besonders Städte waren, die ihre Territorien mit Landhegen umgaben, könnte für die skizzierte Theorie sprechen. Um in dieser Frage endgültige Klarheit zu erhalten, sind aber noch grundlegende Untersuchungen notwendig.

Dem Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen, damit Denkmale wie diese in das Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit gelangen. Dem von Verf. mehrfach betonten permanenten Substanzverlust gerade auch in jüngster Zeit ist durch entsprechende Maßnahmen konsequent zu steuern, und zwar nicht nur bei der Haller Heg, sondern auch bei den zahlreichen anderen flächenhaften Geländedenkmälern, deren Substanz nicht selten starken Gefährdungen ausgesetzt ist. Hier ist eines der Felder, in denen Natur- und Denkmalschutz ineinandergreifen und gemeinsam gefordert sind. Die vorgelegten detaillierten Beschreibungen der erhaltenen Reste, die infolge ihrer Ausführlichkeit und darin bedingter Wiederholungen den Leser leicht ermüden mögen, werden

in einigen Jahren vielleicht schon als Meßlatte dienen können, an der sich die Kraft des Denkmalschutzgedankens und -gesetzes ablesen läßt.

Wolfgang Seidenspinner

**Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg: Der Neckar-Odenwald-Kreis.** Zwei Bände, Band I, A. Allgemeiner Teil, B. Gemeindebeschreibungen Adelsheim bis Höpfingen; Bd. II, B. Gemeindebeschreibungen Hüffenhardt bis Zwingenberg. Bearbeitet von der Abteilung Landesbeschreibung des Generallandesarchivs Karlsruhe. Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Neckar-Odenwald-Kreis. Thorbecke-Verlag, Sigmaringen 1992. XXVI, 920; XXIV, 868 S., 278 teils farbige Abbildungen, 60 Textabbildungen, zahlreiche Tabellen und ein Orts- und Personenregister; im getrennten Schuber 30 Kartenbeilagen, sechs Tabellen, sechs Stammtafeln, sowie ein umfangreiches Literatur- und Siglenverzeichnis.

Auf beinahe 1800 Seiten legen die Abteilung Landesbeschreibung und der Verlag erstmals einen der nach der Verwaltungsreform neu gebildeten Kreise komplett vor. Allein diese Leistung verdient Lob und Anerkennung. Es handelt sich zudem um einen bisher von der landeskundlichen Forschung keineswegs verwöhnten Raum, weshalb jeder, der hierzu Information sucht, die beiden Bände freudig zur Hand nehmen wird.

Die bereits in den Beschreibungen des Alb-Donau-Kreises (1989/92) und des Kreises Biberach (1987/90) erkennbare Neustrukturierung des Allgemeinen Teils scheint nunmehr ihren Abschluß gefunden zu haben, weshalb es gestattet sei, ihn hier kurz vorzustellen. Am Beginn stehen Kreiswappen und die für den Kreis zuständigen Behörden, sowie ein knapper Abriss des Kreises im Landschafts- und Landesgefüge. Danach folgen fünf Hauptkapitel mit:

I. Natürliche Grundlagen: 1. Geologischer Bau, 2. Oberflächengestalt, 3. Gewässernetz, 4. Klima und Böden, 5. Vegetation, Natur- und Landschaftsschutzgebiete.

II. Geschichtliche Grundlagen: 1. Ur- und Frühgeschichte, 2. Römerzeit, 3. Besiedlung, 4. Herrschaftsentwicklung, 5. Formen der Herrschaft, 6. Gemeinden, Zentren, Appellationsgerichte, 7. Kirche und Schule, 8. Bevölkerung und Wirtschaft, 9. Verkehr, 10. Kriegsergebnisse und revolutionäre

Erhebungen, 11. Die Bezirksgliederung im 19. und 20. Jahrhundert, 12. Kunstgeschichtliche Übersicht.

III. Bevölkerung und Siedlung: 1. Bevölkerung im 19. und 20. Jahrhundert, 2. Volkskultur und Brauchtum, 3. Mundart, 4. Siedlung und Zentralität.

IV. Wirtschaft und Verkehr: 1. Die Struktur der gewerblichen Wirtschaft, 2. Landwirtschaft, 3. Wald und Forstwirtschaft, 4. Produzierendes Gewerbe bis zum Zweiten Weltkrieg, 5. Handwerk und Industrie, 6. Handel und Dienstleistungen, 7. Fremdenverkehr, 8. Ver- und Entsorgung, 9. Verkehr.

V. Öffentliches und kulturelles Leben: 1. Politisches Leben, 2. Verfassung, Aufgaben und Verwaltung des Landkreises, 3. Sozialwesen, 4. Gesundheitswesen, 5. Schulwesen, 6. Kirchen, 7. Kulturelles Leben, 8. Presse.

Auf knapp 430 Seiten werden in straffer Form und gut gegliedert die wichtigen den gesamten Kreis betreffenden Informationen geliefert, so daß kaum Wünsche offen bleiben. Der Aufbau der Gemeindebeschreibungen folgt in etwas geänderter Reihenfolge mit den Hauptkapiteln: A. Natur- und Kulturlandschaft, B. Die Gemeinde im 19. und 20. Jahrhundert, C. Geschichte der Gemeinde-/Stadtteile etwa demselben Schema.

Alle Teile sind durch die Vielzahl der kundigen Verfasser lesenswert und bieten dem landeskundlich interessierten Benutzer eine in der Regel gut belegte Materialfülle, die besonders bei den Statistiken bis in jüngste Zeit reicht. Zu den Ausführungen gibt es eine große Zahl von Karten, Plänen, Graphiken und Fototafeln, die wesentlich zum Verständnis des Geschriebenen beitragen. Dies ist stellenweise durchaus angebracht, da es nicht jeder Autor versteht, die jeweilige Fachsprache soweit zu erläutern, daß auch der Laie immer folgen kann. Bedauerlicherweise hat man bei den Bänden auf ein früher durchaus übliches Glossar (vgl. z. B. Kreisbeschreibung Biberach) verzichtet.

Aufs Ganze gesehen kann man sagen, daß hiermit der Neckar-Odenwald-Kreis eine historisch-landeskundliche Darstellung erfahren hat, die für einige Zeit Bestand haben wird. Dies gilt in erster Linie für die natürlichen und historischen Grundlagen, wobei bei letzteren das Schwergewicht auf das Mittelalter und die badische Zeit gelegt wurde, während die frühe Neuzeit demgegenüber etwas zurücktritt. Wie bereits bei den zuletzt

erschienenen Bänden der Kreise Alb-Donau und Biberach, muß leider wieder festgestellt werden, daß die baugeschichtliche Übersicht selbst für den mit herausragenden Bauten nicht gerade übersäten Neckar-Odenwald-Kreis auf knapp drei Seiten nicht eben angemessen dargestellt ist! Dieser Mangel wird unnötigerweise durch Fehler bei der stilistischen Zuordnung einzelner Bauten in den Ortsbeschreibungen verschlimmert.

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß in Wiederaufnahme der alten Tradition der Oberamtsbeschreibungen die wirtschaftliche Situation der Region und ihrer Gemeinden mit all ihren Vor- und Nachteilen detailliert dargestellt wird. Ähnliches gilt für das öffentliche und kulturelle Leben, wo insbesondere das Kapitel über Verfassung, Aufgaben und Verwaltung des Landkreises ein lebendig geschriebenes Stück politischer Bildung enthält, wie es in dieser Prägnanz selten aus der Feder eines Praktikers kommt.

Dietrich Lutz

## Abbildungsnachweis

Architekturbüro Crowell, Elztal-Dallau 131; Fürstl. Fürstenberg. Archiv, Donaueschingen (Foto: G. Goerlipp, Donaueschingen) 140; R. Hajdu, Stuttgart 121 Abb. 3; Kraftwerk Rheinfelden 109, 110, 112, 113, 116 Abb. 14 (Foto: Zimmermann, Rheinfelden); N. u. H. Malek, Abstatt 121 Abb. 4, 123 Abb. 5; Regionalverband Stuttgart 145; M. Speidel, Aachen Titelbild, 119, 123 Abb. 6; LDA – Freiburg 141–143; LDA – Karlsruhe 127–130, 132–134; LDA – Stuttgart 111, 114, 115, 116 Abb. 13, 117, 125, 126, 137.

# Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

## Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber/Reinhard Wortmann München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth. Mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982

Adolf Schahl Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises München/Berlin 1983

## Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986 Richard Strobel und Felicitas Buch Ortsanalyse

Heft 2, 1989 Ulrich Schnitzer Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

## Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

H. 2.1. Ladenburg 1984  
H. 1.1. Esslingen a. N. 1985  
H. 1.2. Schwäbisch Gmünd 1985  
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986  
H. 1.4. Leonberg 1986  
H. 1.5. Herrenberg 1986  
H. 1.6. Waiblingen 1987  
H. 1.7. Markgröningen 1987  
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988

H. 4.1. Ravensburg 1988  
H. 4.2. Meersburg 1988  
H. 1.9. Schorndorf 1989  
H. 3.1. Rottweil 1989  
H. 3.2. Villingen-Schwenningen 1991

## Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972 Günter P. Fehring Unterregenbach Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche

Band 2, 1974 Antonin Hejna Das „Schlöble“ zu Hummertried. Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts

Band 6, 1979 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 7, 1981 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 8, 1983 Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 9, 1986 Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke St. Remigius in Nagold

Band 10, 1991 Hirsau, St. Peter und Paul, 1091–1991

Band 12, 1991 Uwe Gross Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb

## Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)  
Bd. 1, 1974 Bd. 2, 1975  
Bd. 3, 1977 Bd. 4, 1979

Bd. 5, 1980 Bd. 6, 1981  
Bd. 7, 1982 Bd. 8, 1983  
Bd. 9, 1984  
Bd. 10, 1986  
Bd. 11, 1986  
Bd. 12, 1987  
Bd. 13, 1988  
Bd. 14, 1989  
Bd. 15, 1990  
Bd. 16, 1991

## Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972 Rolf Dehn Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972 Eduard M. Neuffer Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Band 3, 1972 Teil 2: Alix Irene Beyer Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973 Teil 1: Gustav Riek Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)  
Teil 2: Joachim Boessneck, Angela von den Driesch Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973 Hans Klumbach Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975 Dieter Planck Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976 Hermann Friedrich Müller Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977 Jens Lüning, Hartwig Zürn Die Schussenrieder Siedlung im „Schlöblesfeld“ Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977 Klemens Schreck Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein,

Alb-Donau-Kreis) (Ausgrabung 1960)  
Band 10, 1978 Peter Paulsen, Helga Schach-Dörge Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)  
Band 11, 1981 Wolfgang Czysz u. a. Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982 Ursula Koch Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982 Mostefa Kokabi Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983 U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983 Christiane Neuffer-Müller Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983 Eberhard Wagner Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984 Joachim Hahn Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986 Margot Klee Arae Flaviae III Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985 Udelgard Körber-Grohne, Hansjörg Küster Hochdorf I

Band 20, 1986 Studien zu den Militärgrenzen Roms III

Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987 Alexandra von Schnurbein Der alamannische Friedhof bei

Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986 Gerhard Fingerlin Dangstetten I

Band 23, 1987 Claus Joachim Kind Das Felsställe

Band 24, 1987 Jörg Biel Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987 Hartwig Zürn Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988 Joachim Hahn Die Geißenklosterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988 Erwin Keefer Hochdorf II Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988 Arae Flaviae IV Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber

Band 29, 1988 Joachim Wahl, Mostefa Kokabi Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988 Wolfgang Kimmig Das Kleinaspergle

Band 31, 1988 Der prähistorische Mensch und seine Umwelt. Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988 Rüdiger Krause Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989 Rudolf Aßkamp Das südliche Oberrheintal in frühromischer Zeit

Band 34, 1989 Claus Joachim Kind Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Band 35, 1990 Jörg Heiligmann Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990 Helmut Schlichtherle Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I

Band 37, 1990 Siedlungsarchäologie im Alpenvorland II

Band 38, 1990 Ursula Koch Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis

Band 39, 1991 Sigrid Frey Bad Wimpfen I

Band 40, 1990 Egon Schallmayer u. a. Der römische Weihebezirk von Osterburken I

## Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990 Kurt Bittel, Siegwalt Schiek, Dieter Müller Die keltischen Viereckschanzen

## Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 5, 1985  
Heft 6, 1985  
Heft 7, 1985  
Heft 8, 1986  
Heft 9, 1987  
Heft 10, 1987  
Heft 11, 1988  
Heft 12, 1988  
Heft 14, 1991  
Heft 15, 1991

## Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985 Band 1986  
Band 1987 Band 1988  
Band 1989 Band 1990

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

**Landesdenkmalamt Baden-Württemberg**

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

**Dienststelle Stuttgart** (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Zentrale Planungsberatung  
Zentrale Restaurierungsberatung  
Mörikestraße 12  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-27 34

**Archäologische Denkmalpflege**  
Abteilungsleitung  
Archäologische Zentralbibliothek  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen  
Fischersteig 9  
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon (0 77 35) 30 01  
Telefax (0 77 35) 16 50

**Außenstelle Karlsruhe** (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Durmshheimer Straße 55  
7500 Karlsruhe 21  
Telefon (07 21) 50 08-0  
Telefax (07 21) 50 08-100

**Archäologische Denkmalpflege**  
Amalienstraße 36  
7500 Karlsruhe 1  
Telefon (07 21) 1 35-53 00  
Telefax (07 21) 1 35-53 36

**Archäologie des Mittelalters**  
Durmshheimer Straße 55  
7500 Karlsruhe 21  
Telefon (07 21) 50 08-2 05  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

**Außenstelle Freiburg** (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Sternwaldstraße 14  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 20 50  
Telefax (07 61) 2 05-27 55

**Archäologische Denkmalpflege**  
Marienstraße 10a  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 05-27 81  
Telefax (07 61) 2 05-27 91

**Archäologie des Mittelalters**  
Kirchzartener Straße 25  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 6 79 96  
Telefax (07 61) 6 79 98

**Außenstelle Tübingen** (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Gartenstraße 79  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 2 00-1  
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

**Archäologische Denkmalpflege**  
Schloß, Fünfeckturm  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 2 00-26 07  
Telefax (0 70 71) 2 00-26 08

**Archäologie des Mittelalters**  
Hagellocher Weg 71  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 4 11 21  
Telefax (0 70 71) 4 11 23